



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 13, Nr. 8 August 15, 1960

Köln: Bund-Verlag, August 15, 1960

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.



Jugendarbeitsschutzgesetz nach wie vor unbefriedigend

Der Deutsche Bundestag und der Bundesrat haben den Änderungsanträgen des Vermittlungsausschusses zum Jugendarbeitsschutzgesetz zugestimmt und damit dieses für die arbeitende Jugend wichtige Gesetz endgültig verabschiedet. Es tritt nunmehr am 1. Oktober 1960 in Kraft.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund begrüßt, daß in letzter Stunde wenigstens einigen seiner Forderungen entsprochen worden ist und auf Initiative des Bundesrates gegenüber dem ursprünglich vom Bundestag beschlossenen Gesetz Verbesserungen vorgenommen wurden. So sind vor allem die 17-jährigen Facharbeiter in das Gesetz voll einbezogen, neben Akkord- und Fließarbeit auch akkordähnliche Arbeitsmethoden für Jugendliche verboten und die Bestimmungen über die Berufsschule auf über 18jährige ausgedehnt. Geringfügig verbessert wurden ebenfalls die Vorschriften über die Gesundheitsüberwachung. Die ärztliche Untersuchung vor Arbeitsaufnahme ist jetzt zwingend vorgeschrieben. Ferner darf ein Jugendlicher nicht mit Arbeiten beschäftigt werden, die auf Grund eines ärztlichen Gutachtens für ihn gesundheitsschädigend sind.

Dagegen ist der DGB stark enttäuscht, daß der Forderung des Bundesrates, für alle Jugendlichen einheitlich die 40-Stundenwoche festzulegen, nicht entsprochen wurde. Ebenso unverständlich ist es, daß Kinderarbeit in der Landwirtschaft als „gelegentliche Hilfeleistung“ zugelassen bleibt. Bedauerlicherweise wurden auch die Übereinkommen der internationalen Arbeitsorganisation nicht erfüllt, die jährliche ärztliche Untersuchungen der jungen Arbeitnehmer vorsehen.

Wenn auch das neue Jugendarbeitsschutzgesetz gegenüber dem von 1938 einen erweiterten Schutz der arbeitenden Jugend bringt, läßt es doch wichtige gewerkschaftliche Forderungen unberücksichtigt. Der DGB und die Gewerkschaftsjugend werden deshalb nichts unversucht lassen, sobald es möglich ist, ihre berechtigten Vorschläge durchzusetzen.

DGB fordert Berufsausbildungsgesetz

Die baldige Neuregelung der gesetzlichen Grundlagen der Berufsausbildung durch ein bundeseinheitliches Berufsausbildungsgesetz fordert erneut der Deutsche Gewerkschaftsbund. Die Unübersichtlichkeit und die Unzulänglichkeit der vielen gesetzlichen und privaten Regelungen auf dem Gebiet der Berufsausbildung machen es erforderlich, daß endlich die Grundlagen für eine einwandfreie Berufsausbildung geschaffen werden. Der DGB weist in diesem Zusammenhang auf den von ihm im vergangenen Jahr der Öffentlichkeit vorgelegten Entwurf eines Berufsausbildungsgesetzes hin.

Der DGB begrüßt die „Verordnung über die Festsetzung der Lehrzeitdauer im Handwerk“, weil damit die Rechtsunsicherheit auf dem Gebiet der Lehrzeitdauer und die willkürlichen Lehrzeitdauerfestsetzungen durch einzelne Handwerksbetriebe beseitigt werden. Er wendet sich jedoch entschieden gegen die Bestrebungen, mit Hilfe dieser Verordnung die Lehrzeiten in einzelnen Handwerksberufen zu verlängern. Gutachten der zuständigen Gewerkschaften zeigen, daß eine Verlängerung in diesen Berufen nicht erforderlich ist. Statt einer Verlängerung der Lehrzeitdauer müßte die Ausbildung intensiviert und „ehrlich“ gemacht werden.

Der DGB erwartet von den für diese Verordnung zuständigen Bundsratsausschüssen, daß sie die Gutachten der Gewerkschaften bei den Beratungen berücksichtigen und daß der Bundesrat die Verlängerung der Lehrzeit ablehnt.

Studienreise nach England

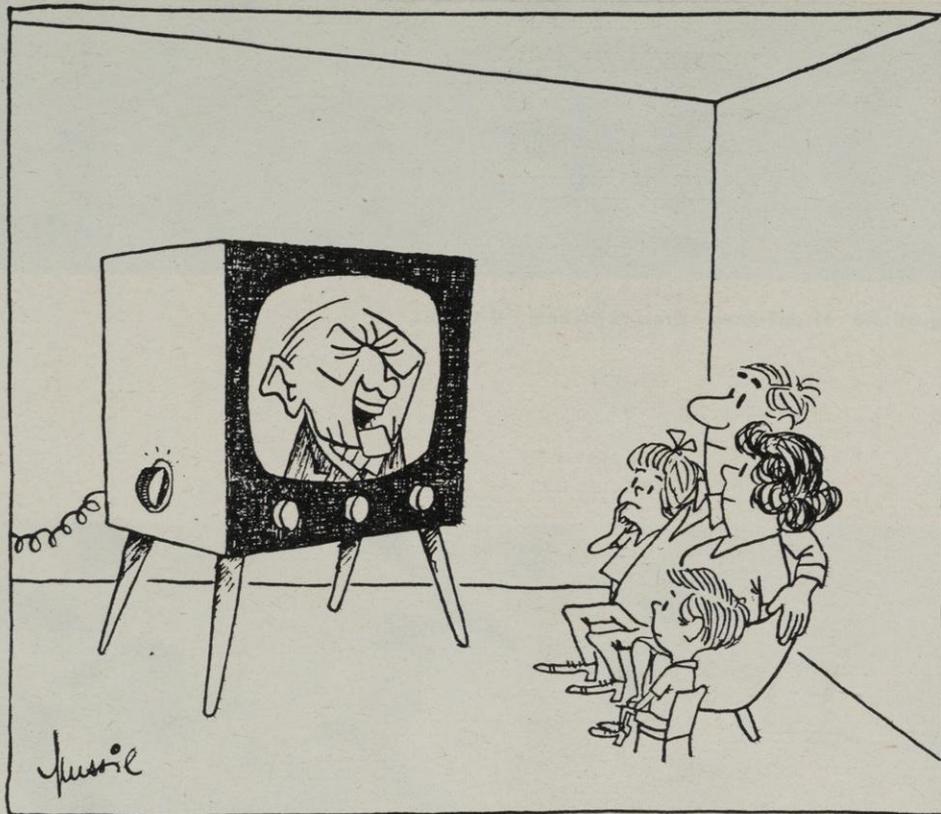
35 Jugendsprecher der IG Chemie – Papier – Keramik packten ihre Koffer und fuhren zu einem 14-tägigen Studienaufenthalt nach London. Sie wollten mit Gewerkschaftern und Politikern sprechen und Land und Leute kennenlernen. Sie wollten erleben, wie eine der ältesten Demokratien funktioniert. Kann man das überhaupt in 14 Tagen? Ja – mit Einschränkungen. Einen besseren Anschauungsunterricht zum Thema „Demokratie, Gewerkschaften und Parteien“ konnte es jedenfalls nicht geben.

Das Programm war entsprechend aufgebaut: Einführung in die englische Geschichte, das parlamentarische System, Gewerkschaften und Betrieb, Empfang beim TUC, dem englischen Gewerkschaftsbund, bei der deutschen Botschaft und beim englischen Rundfunk, Besuch einiger Betriebe, Diskussionen mit englischen Jugendklubs. Und daneben das „Erlebnis“ des britischen Alltags: Disziplinierte Menschen in langen Schlangen vor den Bushaltestellen und Fahrkartenschaltern. Rücksichtsvolle Autofahrer, die weder hupen noch schimpfen, freundliche Bobbies, die nichts Militärisches an sich haben und die tatsächlich Freund und Helfer sind. Kurzum Menschen, die soviel Selbstdisziplin aufbringen, daß sie das Wort Freiheit ganz groß und das Wort Obrigkeit ganz klein schreiben können. Eine Fülle von Eindrücken in 14 Tagen. Da alle Teilnehmer privat bei englischen Familien untergebracht waren, kam auch ein schöner menschlicher Kontakt zustande, der sobald nicht abreißen wird.

Eigentlich überflüssig zu sagen, daß das „sagenhafte“ englische Frühstück und die englische Gastfreundschaft unseren Kolleginnen und Kollegen noch lange in bester Erinnerung bleiben werden.

35 „Skeptiker“, so könnte man fast sagen, fuhren nach England. („Da gibt's ja doch nur dicken Nebel, warum nicht nach Italien?“) 35 „Begeisterte“ kehrten zurück. Von Italien war nicht mehr die Rede, von Nebel übrigens auch nicht, es gab nämlich gar keinen.

Fritz Libuda



„Guten Abend meine lieben Freunde, hier ist das Zweite Programm!“ (Frankfurter Rundschau)

Licht und Schatten

Das Abkommen zwischen der IG Metall und den Verbänden der Metallindustrie über eine stufenweise Einführung der 40-Stunden-Woche bis 1965 ist ein Sieg der Vernunft. Die Legende, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit automatisch eine Gefährdung der Volkswirtschaft mit sich bringe, ist damit wohl endgültig widerlegt. Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß nun auch in den anderen Wirtschaftszweigen der Weg zur 40-Stunden-Woche leichter sein wird. Wieder einmal hat die IG Metall Schrittmacherdienste geleistet. Sie hat gleichzeitig für alle jungen Arbeitnehmer einen Sieg errungen, denn schwerlich werden auf die Dauer die Bestimmungen über die Arbeitszeit bleiben können, die das neue Jugendarbeitsschutzgesetz vorschreibt. Dieses Abkommen muß eine große Reihe unserer Parlamentarier beschämen. Vielleicht wäre es für die Jugend besser gewesen, wenn die letzte Beratung des Jugendarbeitsschutzgesetzes erst nach diesem Abkommen in der Metallindustrie erfolgt wäre. Wahrscheinlich hätte dann auch im Parlament die Vernunft eine größere Chance gehabt. Jedenfalls: Dank an die IG Metall.

Brettheim

Der dritte Prozeß, der gegen den SS-General Simon, den SS-Sturmbannführer und den Major Otto geführt wurde, weil sie drei Bürger aus dem Ort Brettheim standrechtlich erhängen ließen, hat ein bezeichnendes und erschreckendes Licht auf unsere Verhältnisse geworfen. Eine neue Dolchstoßlegende ist im Entstehen. Machte doch der jetzige Brigadegeneral Cord von Hobe der deutschen Zivilbevölkerung den Vorwurf, daß sie die „psychologische Situation der deutschen Soldaten außerordentlich erschwert habe“. Auf die Frage des Staatsanwalts, ob er in seine Überlegungen, die Truppe bis zur Kapitulation zu schützen, nicht auch die Zivilbevölkerung hätte einbeziehen müssen, erklärte der jetzige Brigadegeneral: „Die Zivilbevölkerung kommt erst an zweiter Stelle; erst kommt das Instrument Truppe.“ Damit war das Verbrechen von Brettheim praktisch legitimiert. Und es erhebt sich die Frage, ob damit auch der 20. Juli 1944 umsonst war? Die Militärexperten bescheinigen heute, daß alles vollkommen in Ordnung gegangen ist, denn zuerst kommt die Rede. Viele von den „Sachverständigen“, die heute wieder auftreten können, haben sich vor der Kapitulationserklärung vom 8. Mai 1945 ergeben. Soll es auch heute heißen: Die Truppe hat immer recht? Was sich hier, durch den Prozeß deutlich gemacht, anbahnt, ist die Vorherrschaft militärischen Denkens. Gehorsam auch, wenn unschuldige Menschen erhängt werden sollen, die ihr Dorf vor der Vernichtung bewahren wollen. Über notwendigen Widerstand entscheiden kann, wie ein anderer Brigadegeneral der Bundeswehr, Graf Kielmannegg, ausführte, nur, wer sich in verantwortlicher Position befindet. Also die Generäle, niemals ein kleiner Bauer, der sein Dorf retten will, auch wenn ihm die Einschätzung der Lage und die Entwicklung recht gibt. Der ist zu

klein, es ist zu befürchten, daß er noch einmal gehängt wird. Denn zuerst kommt die Truppe. Herrliche Zeiten!

Zweites Programm im Fernsehen

Es wird nun Wirklichkeit. Aber es ist bezahlt mit dem demokratischen Ansehen der Bundesrepublik, das die Übergangenen Länderregierungen nur retten können, wenn sie nicht kläglich gebeigen. Was vielfach übersehen wurde, ist die Bedeutung der Einführung des „Treuhänders in der Politik“, der von den Länderregierungen nicht erbeten wurde. Also machte Adenauer einen Vertrag mit sich selbst. Die Frage ist, ob Adenauer, wenn er in einer anderen Frage mit einem anderen Verfassungsorgan nicht zu Rande kommt, ein anderes Kabinettsmitglied als Treuhänder einsetzt?

Und eine andere, aber entscheidende Frage ist: Was würde die Herren der Regierung erst machen, wenn man ihnen auch noch ein Notstandsgesetz in die Hand gäbe?

Hadobu

Diktat

Der Deutsche Gewerkschaftsbund hat mit Befremden davon Kenntnis genommen, daß die Bundesregierung ohne Einverständnis der Länder und ohne Zustimmung des Bundestages die „Deutschland-Fernsehen-GmbH“ gegründet hat, die von Beginn des kommenden Jahres an ein zweites Fernsehprogramm ausstrahlen soll. In dieser Gesellschaft hat sich die Bundesregierung die Mehrheit der Stimmen gesichert, so daß sie in der Lage ist, das zweite Fernsehprogramm als ein Mittel der Meinungsbeeinflussung in ihrem Sinne einseitig zu benutzen.

Die Bundesregierung hat sich dazu eines Mittels bedient, das in der Geschichte unserer Bundesrepublik einmalig ist, und das höchste Besorgnis rechtfertigt. Ursprünglich hatte sie sich für den Weg eines Vertrages mit den Ländern entschieden. Nun hat sie die Länder ausgeschaltet und durch die Unterschriften des Bundeskanzlers und des Bundesjustizministers nur einen Vertrag mit sich selbst abgeschlossen. Dieser sogenannte Vertrag ist im Grunde ein reines Diktat, das sich über die Grundsätze demokratischer Rechtsetzung hinwegsetzt.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund als die Vertretung der Arbeiter, Angestellten und Beamten, verwahrt sich gegen diese autoritäre Maßnahme der Bundesregierung. Sie läuft allen Bestrebungen der Gewerkschaften und aller Organisationen zuwider, die sich um eine Verbesserung der demokratischen Atmosphäre in unserer Bundesrepublik bemühen. Der DGB erwartet, daß die Länder ihre von der Bundesregierung mißachteten Rechte verteidigen und daß der Bundestag gegen das undemokratische Verhalten der Bundesregierung so schnell wie möglich Stellung nimmt.

„Aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundesverlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „Aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandte Manuskripte muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

Otto Brenner:

Mehr freie Zeit – eine Voraussetzung für Bildung und Kultur

Die 40-Stunden-Woche mit vollem Lohn- und Gehaltsausgleich ist eine der Kernforderungen unseres gewerkschaftlichen Aktionsprogrammes. Ihre stufenweise Verwirklichung bis 1965 ist nunmehr erstmals für einen großen Teil der Arbeitnehmer in der Bundesrepublik und für einen der wichtigsten Industriezweige, die Metallindustrie, vertraglich gesichert. Das Ziel ist in Sicht. Das ist ein bedeutungsvoller Schritt auf dem seit über einem Jahrhundert verfolgten mühevollen Weg der arbeitenden Menschen zur wirtschaftlichen und sozialen Gleichberechtigung.

Die ständige Verkürzung der Arbeitszeit vom 12- und 10-Stunden-Tag über den 8-Stunden-Tag bis zur 40stündigen, 5tägigen Arbeitswoche und die Vermehrung der freien Zeit für die Arbeitnehmer ist ein Erfolg des gewerkschaftlichen Ringens. Sie ist gleichzeitig angesichts der Anforderungen, die in der modernen Arbeitswelt an die menschliche Leistung gestellt werden, eine absolute Notwendigkeit. Soll der Arbeitnehmer in der Lage sein, alle seine berechtigten Ansprüche zu befriedigen, die geistigen und kulturellen ebenso wie die materiellen, so braucht er dafür freie Zeit – mehr noch als bisher.

Deshalb ist der Kampf der Gewerkschaften um die 40-Stunden-Woche nicht nur ein Kampf um die wirtschaftliche und soziale Gleichberechtigung der Arbeitnehmer, sondern gleichzeitig ein Kampf um die Erhaltung ihrer Gesundheit, um ihre Befreiung von der Arbeitshast und Hetze unserer Zeit. Freizeit und Muße sind heute nicht mehr das Vorrecht bevorzugter Schichten. Bildung und Kultur zum gemeinsamen Besitz aller zu machen, die soziale Demokratie zu verwirklichen und die arbeitenden Menschen von jeder materiellen und geistigen Existenzangst zu befreien – diesem großen Ziel der gewerkschaftlichen Tätigkeit sind wir mit der Verwirklichung der 40-Stunden-Woche wiederum ein gutes Stück nähergekommen.

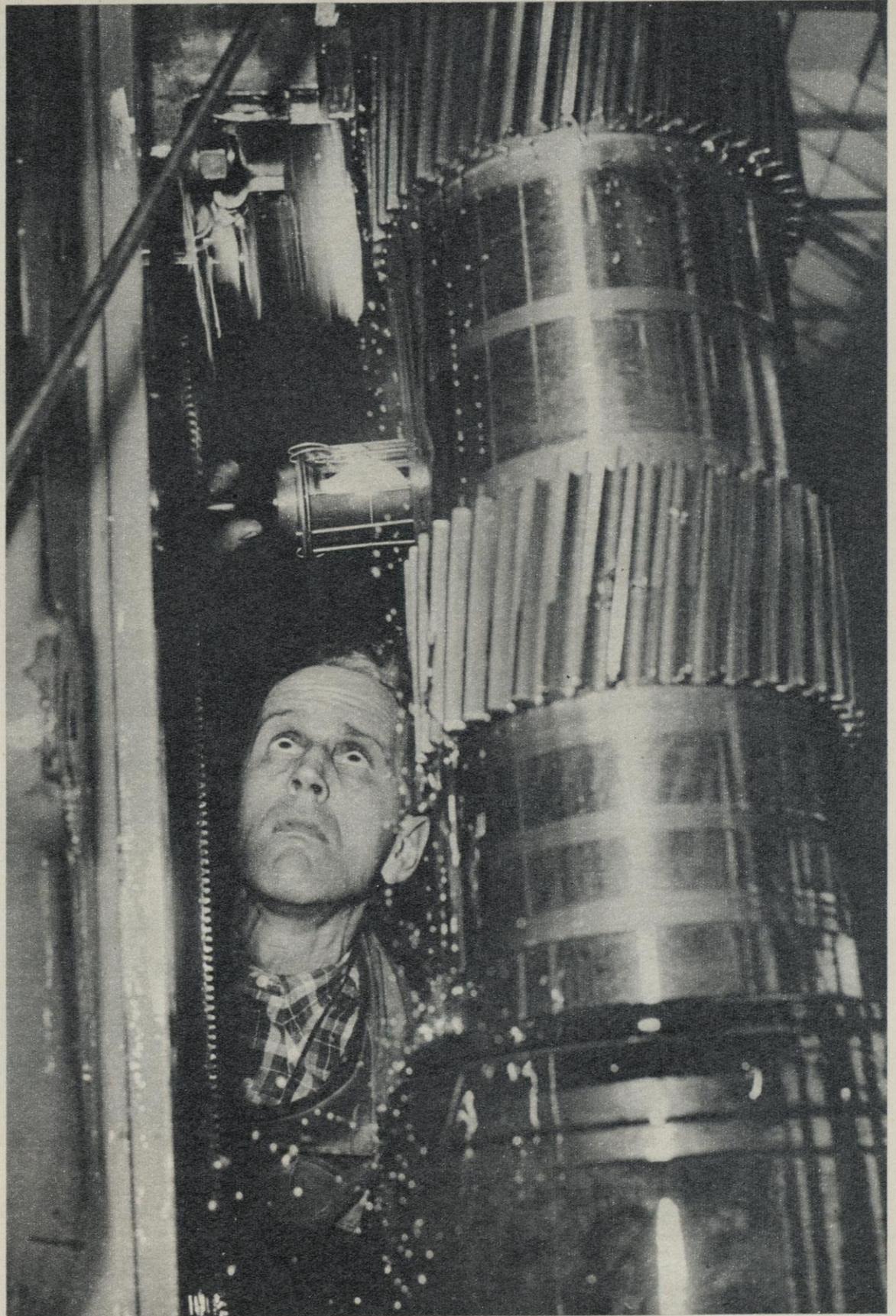


Foto: Comet

Willi Richter:

Hoffentlich bald Allgemeingut

Das Abkommen, das die Industriegewerkschaft Metall in Bad Homburg mit dem Gesamtverband der metallindustriellen Arbeitgeberverbände über die weitere stufenweise Verkürzung der Arbeitszeit bis zur 40-Stunden-Woche getroffen hat, ist als Meilenstein auf dem Wege des sozialen Fortschritts zu begrüßen. Für einen umfassenden Wirtschaftsbereich mit rund 3 Millionen Arbeitnehmern wird damit eines der wesentlichsten Ziele des 1954 vom DGB-Kongreß in Frankfurt beschlossenen Aktionsprogramms seine Verwirklichung finden.

Mit der Zustimmung zur etappenweisen Herbeiführung der 40-Stunden-Woche bis 1965 hat die IG Metall zugleich unter Beweis gestellt, daß die Gewerkschaften durchaus die volkswirtschaftlichen Belange und die technischen Möglichkeiten berücksichtigen. Die Wirtschaft hat ausreichend Zeit erhalten, sich durch arbeitssparende Rationalisierungen und Modernisierungen auf die weitere Arbeitszeitverkürzung entsprechend vorzubereiten. Die bisher schon erfolgten Arbeitszeitverkürzungen haben sich nachweisbar nicht im geringsten ungünstig auf die deutsche Wirtschaft ausgewirkt, sondern im Gegenteil ihre technische und rationelle Entwicklung gefördert. Auch die weiteren Schritte zur 40-Stunden-Woche werden daher nur dazu beitragen, diese günstige Entwicklung in der Bundesrepublik fortzusetzen.

Nach der für die Metallindustrie erreichten Regelung muß nunmehr erwartet werden, daß gleichfalls in allen anderen Wirtschaftszweigen und Berufen – auch im öffentlichen Dienst – baldigst ähnliche Vereinbarungen erfolgen. Einerseits geht es darum, das verlängerte Wochenende, das im Interesse aller Arbeitnehmer und ihrer Familien liegt, endgültig zu sichern. Andererseits muß zugleich der 8-Stunden-Tag wiederhergestellt werden, der schon nach dem ersten Weltkrieg in Deutschland als Normalarbeitstag festgelegt wurde und ebenfalls in dem Abkommen Nr. 1 der Internationalen Arbeitsorganisation garantiert wird. Seine zeitweise Überschreitung im Rahmen der 5-Tage-Woche war lediglich eine Übergangslösung unter der Voraussetzung, daß baldmöglichst die 40stündige Arbeitswoche Allgemeingut wird.



Jung gefreit... Schon mit 16 Jahren?

Richard, der neunzehnjährige Kaufmann, von dem hier erzählt werden soll, absolviert das dritte Lehrjahr in der Fremde, vierhundert Kilometer von daheim. Da fühlt sich ein junger Mann natürlich sehr allein. Ein Gefühl, das man zu zweien am besten bekämpft, wie jedermann weiß.

Auch Inge, siebzehn und gleichfalls in der Kaufmannslehre, wähnt sich einsam. Wie Richard stammt sie aus einer ordentlichen Familie, deren Schutz sie als „Pendlerin“ leider entbehrt. Unter der Woche wohnt sie im Lehrlingsheim, die Eltern sieht sie sonntags. Zu selten, wie die Beichte beweist, die Inge eines Tages ablegt. Sie gesteht ihre Liebe – weil sie nämlich von dem Baby sprechen muß, das sie bekommen wird. Sie sagt, Richard ist ein Ehrenmann, Richard wird mich heiraten! Vielleicht passen die beiden wirklich zusammen. In fünf, sechs Jahren wird es sich herausstellen. Doch das Kind kommt jetzt, und es soll, wie man so sagt, einen ehrlichen Namen haben. Inges Vater spricht mit Richards Vater. Niemals wird er einen unehelich geborenen

Enkel akzeptieren. Er besteht auf Heirat! Und so geht denn einige Wochen später der Antrag an den Vormundschaftsrichter, den neunzehnjährigen Bräutigam für volljährig zu erklären, damit er die Siebzehnjährige baldigst ehelichen kann.

Das vom Gericht wie üblich befragte Jugendamt bestätigt, daß Richard nach der demnächst beendeten Lehre eine Anstellung im Geschäft seines Vaters erhält und Frau und Kind ernähren kann. Auch sichern des Vaters Verbindungen dem jungen Hausstand eine Zweizimmer-Wohnung. Darauf wird die Volljährigkeit ausgesprochen, die Heirat kann stattfinden.

Wird nun glücklich enden, was als Katastrophe begann? Oder wird die junge Hausfrau kapitulieren, wenn sie plötzlich erkennt, daß sie keine Mahlzeit kochen, keine Windeln waschen, keinen Haushalt führen kann?

Hansjochen und Marliese

Richard und Inge heiraten, weil es ihre Väter so wollen. Ihre Altersgefährten Hansjochen und

Marliese dagegen ertrotzten sich die Hochzeit. Die Eltern waren strikt dagegen, trotz des Kindes. „Ihr seid nichts, habt nichts und könnt noch nichts!“ sagten sie. „Wieso wollt ihr da heiraten?“

Doch die Jungen meinten, ihre Liebe würde damit schon fertig. „Ich verdiene ausreichend“, schrieb Hansjochen dem Vormundschaftsrichter, „bitte, erteilen Sie mir die Heirats-erlaubnis.“ Sollte das Gericht den Antrag ablehnen? Die häuslichen Verhältnisse waren normal, der Verdienst ausreichend, keine Strafe registriert. In einem Jahr würde der junge Vater volljährig sein. Konnte man es beantworten, nein zu sagen?

Andererseits waren diese Eltern selbst noch halbe Kinder, von denen niemand wußte, wie sie in ein, zwei Jahren über ihre Verbindung denken würden. Die allzu junge Braut verstand nichts vom Hauswesen. Und von daheim fehlte alle Unterstützung.

Aber das Baby würde unehelich sein, wenn sich das Gericht sperrte. Solche Verantwortung übernimmt keine Behörde gern, die ja auch viel

Comet-Foto

zu wenig weiß über den Einzelfall. Sie muß vornehmlich die äußeren Umstände beurteilen, und die schienen hier zu stimmen.

Tatsächlich ging auch eine Weile alles gut. Bis das Darlehen von Hansjochen zurückgefordert wurde, das er leichtsinnigerweise zur Begründung des jungen Hausstands aufgenommen hatte. Sechstausend Mark sind eine Menge Geld; vor allem für einen jungen Vertreter, der gerade mit einer Pechsträhne in seinem Beruf zu kämpfen hat. Bald schon klebte überall der Kuckuck – nur an der Wiege nicht, in der das Baby in den Windeln lag. Kein Wunder, daß der Zwanzigjährige und die Achtzehnjährige ratlos wurden vor den Scherben ihres schnell geborstenen Glücks!

Die vermeintliche Ausweglosigkeit gebar einen verzweifelden, wahnwitzigen Gedanken: Kassenüberfall! Noch zwei junge Leute, auch angehende Väter, neunzehn der eine, achtzehn der andere, machten mit. Als wir die vier unglücklich in einem Stuttgarter Gerichtssaal sahen, lautete die Anklage auf vollendeten schweren Raub ...

Marliese mußte ihr Kind verlassen. Sie verbüßt anderthalb Jahre Jugendgefängnis. Und wenn sie herauskommt, wird sie noch lange auf Hansjochen warten müssen, der dreieinhalb Jahre bekam. Ob die Ehe der beiden das überdauert?

Zerstörte Illusionen

Gewiß nicht. Und auch Richard und Inge, obwohl vom Schicksal viel besser bedacht, dürften kaum Silberhochzeit feiern. Wenn Krisen und Stürme kommen, werden sie sich ihre Zwangsheirat vorwerfen. Das böse Wort „Ich mußte ja ...“ aber ruiniert auf die Dauer jede Ehe.

Die beiden Fälle sind Musterbeispiele für das vielfältige Unglück, das aus allzu jungen Ehen erwachsen kann. In neun Zehnteln aller Fälle, sagen die Jugendämter, ist ein Kind der Grund des voreiligen Entschlusses. Und stets kommt die Krise ein paar Monate nach der Geburt, wenn die Mutter nicht mehr mitverdienen kann, während die Ausgaben größer werden, die Wohnung aber zusammenschrumpft. Und wenn es auch nicht gerade Straßenraub ist, so haben doch viele Delikte, vor allem Abzahlungsschwindel, hier ihre Wurzel.

In der Bundesrepublik heiraten alljährlich rund zwanzigtausend eben siebzehnjährige Mädchen minderjährige oder gerade mündig werdende junge Männer. Hinzu kamen 1959 über fünfzehnhundert Sechzehnjährige und sogar vierzig Fünfzehnjährige. Jede fünfte Braut ist nicht volljährig!

Und fast fünfzehntausend noch nicht erwachsene Ehemänner wurden registriert. Zehntausende junge Leute der anschließenden Jahrgänge brauchten den Vormundschaftsrichter erst gar nicht mehr zu fragen, bevor sie zum Standesamt gingen.

Wie schön wäre es, wenn der Optimismus dieser jungen Menschen belohnt würde! Aber leider spricht die Statistik eine andere Sprache. Die extrem jungen Paare gehen zu drei Vierteln meist nach kurzer Zeit wieder auseinander. Aber auch die eben volljährig werdenden Ehepartner weisen noch doppelt so viele Scheidungen auf wie die 24- bis 26jährigen. Ein Beweis, welche Bedeutung wenige Jahre in diesem Lebensalter haben können!

Kann man ihnen helfen?

Was kann man tun, um den jungen Leuten zu helfen? Welche Möglichkeiten gibt es, die schwankenden Eheschifflein seetüchtig zu machen und an den Klippen vorbeizusteuern? Professor Lejeune, der Präsident des Deutschen Kinderschutzbundes, hat unlängst vorgeschlagen, jugendlichen Brautleuten den Besuch von praktischen Ehekursen zur gesetzlichen Pflicht zu machen. Der Bundestag wird sich auf seinen Antrag hin demnächst mit dem Problem befassen.

„Was versprechen Sie sich davon, Herr Professor?“ fragten wir den Präsidenten. „Einen Rückgang der Scheidungen und viel Leid und Unglück weniger!“ lautete das Resümee seiner Erfahrungen. Dabei verlangt der bekannte Sozialpädagoge nicht etwa eine Art „Eheexamen“, sondern wünscht lediglich den Nachweis des regelmäßigen Besuches vorbereitender Abendkurse, wie sie mit Hilfe der heute überall vorhandenen Fachkräfte leicht veranstaltet werden könnten. Säuglings- und Haushaltspflege, Kindererziehung, Rechte und Pflichten der Gatten und vor allem wirtschaftliche Familienpraxis sollten die Lehrfächer sein.

Professor Lejeune wird unterstützt von den Praktikern der Jugendpflege, die vielfach wünschen, das Parlament möge sich diesen ebenso neuartigen wie unkomplizierten Vorschlag zu eigen machen. Der fortschrittliche bayrische Pädagoge Kurt Seelmann beispielsweise, Direktor des Münchener Jugendamtes, sagte uns: „Ich wäre sofort für dieses Gesetz! Es muß schnellstens etwas geschehen, um dem wachsenden Unheil zu begegnen!“

Aus seiner täglichen Praxis schildert Seelmann, wie häufig selbst die geringste Kenntnis dessen fehlt, was die jungen Leute im Ehealltag wirklich erwartet. „Das Lebensnotwendigste ist nicht da, aber Überflüssiges wird auf Abzahlung angeschafft, und dann drücken die Raten die Luft ab. Wenn aber erst aus der Geliebten eine Mama wird mit all den neuen Pflichten und Interessen, dann möchten die frischgebackenen Ehemänner am liebsten wieder gehen. So haben sie sich das Verheiratetsein nicht vorgestellt!“

W.

Was, ihr wollt Jazz machen?



„Hallo, wie geht's? Was machen wir heute abend?“ Oft klingt es so oder ähnlich, wenn Jugendliche einander begegnen. Ob auf dem Dorf, in der Großstadt oder aber in einer jungen, aufstrebenden Industriestadt mittlerer Größe, ist egal. Viele arbeitende Jugendliche wissen mit ihrer dank gewerkschaftlichen Ringens neugewonnenen Freizeit nicht richtig umzugehen. Kein Wunder! Es werden ihnen so viele Möglichkeiten geboten, sich für mehr oder weniger Geld zerstreuen zu lassen. Sie können einfach nicht wissen, was es an besserem für sie gibt. Aber zu zweckfreier, beglückender Freizeiterfüllung selbst etwas zu machen, das fällt schwer.

Nicht anders erging es einigen jungen Menschen, die von sich aus sehr gerne etwas machen wollten, zum Beispiel: Jazz! Instrumente hatten sie; aber sonst fehlten alle Voraussetzungen. Sie hätten kaum jemals daran denken können, so zu musizieren, wie sie wollten; den einen machten sie zuviel störenden Lärm, und den anderen waren sie als größere Gruppe Jugendlicher sowieso ein Dorn im Auge. Aber siehe da: Es gab doch eine Möglichkeit!

Sie erinnerten sich eines Leitsatzes der Volkshochschule: „Prägung der Persönlichkeit!“ Will das nicht auch der Jazz? Freilich! Er för-

dert und fördert von jeher persönlichen Stil, kurzum individuelle Auffassung und Ausführung; es geht dabei viel weniger als leider immer häufiger behauptet und praktiziert wird um kommerzielle Erfolge. Vielmehr geht's um gemeinsame Freude an gemeinsam aus dem Augenblick geborener Melodik. Jazz ist keinesfalls Nachschaffen einmal erfundener Noten!

Alles andere als leichten Herzens wandten sie sich an den Kuratoriums-Vorsitzenden der Volkshochschule. Sie versuchten ihm darzulegen, daß sich ihr Anliegen doch recht gut mit dem der Volkshochschule vertrüge... Und sie hatten Glück! Der Vorsitzende zeigte sich erstaunlich schnell für ihr Anliegen aufgeschlossen. Er hatte sich freilich erst gegen Vorurteile, Unverständnis und Widerstand durchzusetzen. Und eines Tages stand – für sie unfaßbar – im VHS-Semesterprogramm: „Jazz – praktisch“ und „Jazz – theoretisch“.

Bevor sie sich jedoch an ihrer selbstgemachten Musik erfreuen konnten, mußte im allerletzten Augenblick ein Ersatzraum gefunden werden; ein bereits zugesagter war anderweitig vergeben worden, weil man nämlich zu guter Letzt doch noch befürchtet hatte, sämtliches Mobiliar könnte im Jazzrhythmus zertrümmert werden. Sie konnten noch nicht einmal böse

darüber sein. Denn es ist ja richtig: Wie oft hat der „Doppelgänger“ des Jazz – der Rock 'n' Roll – Orgien mit solchem „Erfolg“ zuwege gebracht. Sie aber wollten sich keineswegs auf die Ebene dieser Art des „Musizierens“ begeben.

Der Pastor der evangelischen Gemeinde erbarmte sich ihrer und stellte – gewiß nicht ohne Überwindung – für jeden Samstagmorgen einen Raum des Gemeinde-Jugendheims zur Verfügung. Bis jetzt hat er sich noch nicht beklagt!

Mit Eifer gingen die Jungs nun unter der Leitung eines Musikhochschülers als „Dozenten“ an die „Arbeit“, vor allem in der VHS-Arbeitsgemeinschaft „Jazz – praktisch“. Mitmachen kann, wer ein Instrument besitzt und die Grundbegriffe des Musizierens beherrscht. Nicht nur das Thema, sondern auch die Art und Weise der Ausführung waren so neu, daß sich selbst aktive Jazzleute daran stießen. Warum? Nun, weil man bisher gewöhnt war, so etwas im Rahmen einer Band – einer Kapelle – aufzuziehen. Allzu häufig wegen Aufkündigung gewechselte Übungsräume – Hinterstübchen, Keller von Gastwirtschaften oder sonstige „Katakomben“ – waren dazu benutzt worden. Man mußte noch dazu in Kauf nehmen, als „unmoralisch“ zu gelten, weil man sich bei den Proben sicher etwas sehr ungezwungen gab.

Unsere Jazzfreunde aber brauchen nichts dergleichen zu befürchten. Das seriöse „Unternehmen“ Volkshochschule steht hinter ihnen, und außerdem proben sie in einem kirchlichen Gebäude; trotzdem sind niemals Bekehrungsversuche gemacht worden. Daß das Erstaunen auslöst oder vielleicht sogar befremdet, ist wohl leicht zu begreifen.

Diese „Do it yourself“-Band hat bei ihren Zusammenkünften auch Zuhörer: sehr wohlmeinende, aber auch einige übelwollende. Letztere hielten ihnen vor, sie beteten den Rhythmus an; auf diese Weise müßten sie der Kollektivierung verfallen. Das ist – wie sehr vieles heutzutage – einseitig gesehen: Natürlich ist Jazz nicht ohne Rhythmus denkbar; aber hier ist Rhythmus nur das Fundament für alles übrige, viel wichtigere. Gewissermaßen ist er das einigende Band, um die auseinanderlaufenden Stimmen wieder zu verbinden. Jeder kann also – innerhalb seiner Harmoniegrenzen und persönlichen Fähigkeiten – spielen, was er will. Der Rhythmus vereinigt dann alles zu einem sinnvollen Ganzen.

Wo ist hier Kollektivierung? Ist es nicht vielmehr so, daß Jazz persönliche Freiheit in vernünftigen Grenzen gegenüber dem Ganzen läßt? Das ist einer der Gründe, warum sie, wie dereinst die unterdrückten schwarzen Spiritualsänger, diese moderne Musikform so interessiert. Hauptgrund für sie ist: Es macht ihnen Freude, aktiv und nicht mehr passiv ihre Freizeit auch wirklich erholsam zu füllen.

Die enge Berührung mit dem Volkshochschulgedanken hat aber noch einen anderen Funken gezündet: Mehrere von ihnen sind gern der Einladung der Arbeitsgemeinschaft zwischen Volkshochschulbewegung und Gewerkschaften „Arbeit und Leben“ zu einer Wochenendbegegnung junger Menschen gefolgt. Bei dieser Gelegenheit zur Diskussion über die Frage „Jugend ohne Ideale?“ sind die Jazzfreunde noch enger zusammengerückt, und einige von ihnen haben seitdem auch den Weg zu ihrer Gewerkschaft gefunden.

Harry Stempell

Goldmedaillen für Kalamado

Von Philipp Wiebe

Illustrationen: Reinhold Meier



Es ist ein regelmäßiges Fest für die Kalamadoten, wenn der rotbraun gestrichene Dampfer „Sky-Skinn“ einmal im Monat vor der Küste ihrer friedvollen Insel den Anker in das grün-schimmernde Meer rasseln läßt und zwei kleine Schaluppen – besetzt mit bärtigen Matrosen und angefüllt mit billigem Tand und Gebrauchsgegenständen – über das seichte Wasser paddeln, um kurz darauf knirschend auf den weißen Küstensand zu gleiten.

Der Gori von Kalamado (Gori = Fürst), souverän wie er ist, reicht den Matrosen dann huldvoll seine knorpelige rechte große Zehe, die von ihnen teils mit gespielter Ehrfurcht, teils mit unterdrücktem Widerwillen geküßt wird, denn es werden vom Kapitän Pat Hinko nur jene Männer auf die paradiesische Insel zwischen Celebes und Neuguinea mitgenommen, die sich zu dieser Konzession an die altüberlieferten Bräuche der Kalamadoten bereit erklären. Kapitän Pat Hinko weiß, welch ein günstige geschäftliche Folgen die Verweigerung dieses Grußes für jene Handelsfirma in Manila, in deren Dienst die „Sky-Skinn“ steht, nach sich ziehen würde, er weiß – bester Kenner kalamadotischer Mentalität der er ist –, daß das Volk der Kalamadoten, so humorvoll, so götig es auch sonst erscheinen mag, in diesem Punkt keinen Spaß versteht, ja, daß es bei Nichtbeachtung seiner Bräuche so weit gehen könnte, die kostbaren Felle des Tirpit – eine seltene, fast unbekannte Gazellenart – einer Konkurrenzfirma zum Tausch gegen den so begehrten Tand und die notwendigen Gebrauchsgegenstände zu überlassen.

Pat Hinko freute sich den ganzen Monat über auf den Besuch der Insel Kalamado, denn, und das mag für rassebewußte weiße Ohren unglaublich klingen, er liebte die Kalamadoten, denen die Abkehr vom Kannibalismus vor noch gar nicht so langer Zeit recht schwergefallen war. Pat hatte sich die Mühe gemacht und Kalamadotisch gelernt, und er bereute es nicht, denn die Gespräche mit dem alten Gori, der noch mit Menschenfleisch großgezogen worden war, waren für ihn immer das Ergötlichste in seinem oft langweiligen und eintönigen Kapitänsleben, und der Ausspruch des Gori, Menschenfleisch sei, seiner Ansicht nach, die vitaminreichste Speise, die es gäbe, und der Geburtenrückgang seines Volkes sei auf das Fehlen dieser Nahrung zurückzuführen, dieser Ausspruch machte – von Pat weitergetragen – die Runde durch die ganze Südsee.

Zu Pats besten Freunden gehörte Poka, der größte Tirpitjäger Kalamados, ein kleiner, älterer Mann, dessen bronzebrauner, diskret tätowierter Körper aus elastischen Muskeln und straffen Sehnen zu bestehen schien. Poka hegte seit vielen Jahren für Pat Hinko eine Zuneigung, die oftmals darin gipfelte, daß er Pat eine seiner zahlreichen – auch in westlicher Sicht – reizvollen Töchter zum Geschenk machen wollte. Es spricht für Pats Geschick und Feingefühl, daß er dies ebenso verlockende wie heikle Geschenk, ohne seinen Freund zu verletzen, ablehnen konnte, wobei ihm der Ge-

danke an seine in Manila wohnende Gattin Festigkeit verlieh.

Pats Geschenke an Poka waren dagegen nicht von solch massiver, solch greifbarer Art, sie bestanden vielmehr aus etlichen Illustrierten, die Poka und seiner Familie bemerkenswerter erschienen als alles, was es sonst in der sogenannten zivilisierten Welt gab. Es bereite Pat ein hämisches Vergnügen, wenn Familie Poka schnalzend und schnatternd angesichts der Fotografie eines westlichen Filmstars diskutierte, wenn Poka eine solche blonde Schön-



heit lange und aufmerksam mit einer seiner Töchter, die, nur mit einem spärlichen Bastschurz bekleidet, neben ihm hockten, verglich um dann mißbilligend den Kopf zu schütteln und in schwerfälligem Englisch zu erklären – wobei er taktlos genug war, die beweglichen Hände zu gebrauchen –, warum die weißen Frauen völlig ohne Reiz seien.

Die ebenfalls in einer Illustrierten abgebildeten fünf olympischen Ringe waren es, die Poka kometenhaft aus der gemütlichen Anonymität des Südseeinselnbewohners herausheben und äußerst verwirrende Eindrücke in seinem Hinterlassen sollten. Auf die Ringe deutend fragte Poka einst seinen Freund Pat, was das vorstelle, und Pat erklärte ihm lang und breit wie eine solche Olympiade aufgezogen wird, was sie bezweckt und daß jedes Volk der Erde daran teilnehmen könne. Poka wurde nachdenklich, er grübelte, grübelte einen Tag lang, dann verkündete er Pat, er beabsichtige, an der nächsten Olympiade teilzunehmen. Pat Hinko fand diese Idee gar nicht so absurd, wie man annehmen möchte; im Gegenteil: er versprach sich von Pokas Teilnahme einen grandiosen Spaß, und deshalb erklärte er sich bereit, ihn mitzunehmen, wenn es soweit sei.

Der Gori – trotz seines Alters jedem Abenteuer aufgeschlossen – griff tief in die Staatskasse und stattete Poka reichlich mit Goldmünzen aus, die vor 150 Jahren eine Währung gehabt haben mochten. Und als der Zeitpunkt gekommen war, als die „Sky-Skinn“ wieder einmal den rostigen Anker lichtete, nahm Poka vom Volk der Kalamadoten Abschied: dumpfe Trommelwirbel rollten über das grüne Wasser der letzte Gruß der Heimat, und Poka begann die Reise in das Land der Sommerolympiade. Die Welt des Sports, diese Welt der Überraschungen, ahnte nicht, was ihr bevorstand! Pat Hinko hatte dafür gesorgt, daß das olympische Komitee von der Teilnahme des kaum bekannten, aber souveränen Staates Kalamado Kenntnis erhielt, doch konnte er die Frage, ob Kalamado eine Fahne besitze und welche nicht beantworten, und so war die Bestürzung des ehrenwerten olympischen Komitees groß, als sich nach Pokas Ankunft herausstellte, daß in Kalamado Fahnen nicht gebräuchlich seien, daß es dort nur so etwas wie Totempfähle gäbe. Ein Staat, ein souveräner Staat ohne Nationalflagge, das hatte es in der langen olympischen Geschichte noch nie gegeben!

Schließlich kam man überein, beim Einmarsch der Nationen in das Stadion Poka durch den Lautsprecher als den Vertreter eines fast wilden Volksstammes anzusagen, um dem Publikum jegliches Unbehagen zu ersparen. – Als Poka dann, nur mit einem Bastschurz bekleidet, allein zwischen den mannschaftsstarken Nationen USA und UdSSR durch das Rund des Stadions schlenderte – vom Gleichschritt nach hymnischer Marschmusik hatte man in Kalamado noch nie etwas gehört! –, wurde er mit amüsiertem, doch wohlwollendem Applaus bedacht. Den olympischen Eid verstand er nicht, denn auch das Wort „Ruhm“ war den Kalamadoten bisher erspart geblieben. Poka begehrte, in die geringeschätzten lächelnden Gesichter der Verantwortlichen blickend, an allen Läufen, am Weit- und Hochsprung und am Speerwerfen teilzunehmen. Die Sprinterathleten aus aller Welt musterten den ältlichen, sehnigen Mann aus Kalamado, als er neben ihnen hinter den Startlöchern stand, barfuß, im gewohnten Schurz und träumerisch an seiner kurzen Pfeife saugend; während sie auf den Startschuß zum 800-Meter-Lauf warteten, machten sie, ihre hysterische Spannung verbergend, Witze über Poka, doch als der Schuß gefallen war, wirbelten die nackten, braunen Beine Pokas über die rote Aschenbahn, daß nicht nur den Zuschauern, sondern vor allem den Sprintern die Luft wegblieb. Mit hundert Metern Vorsprung erreichte Poka das weiße Zielband und sprang, da er im fremden Land nichts beschädigen wollte, elegant hinüber. Die auf ihn zustürzenden Reporter stellten mit ehrlicher Verblüffung fest, daß Poka den ganzen Lauf über seine brennende Pfeife im Mund behalten hatte und daß seine Lungen ohne jede Erregung arbeiteten.

Es war eine Sensation eigener Art, als der fast nackte Poka auf überhohem Podium die Goldmedaille aus den zarten Greisenhänden eines weißhaarigen Gentlemans empfing, sie grinsend an einem Draht befestigte, sie sich dann durch die Scheidewand seiner platten Nase

Wer ist Herr Kleemann?

Von Gerd Angermann



Pfingsten in Moskau. Wir sind mit dem Blauen Expreß auf dem Bjelorrussischen Bahnhof angekommen: dreißig Bundesbürger männlichen und weiblichen Geschlechts, Touristen, die tief in die Brieftasche gegriffen haben, um hier an Ort und Stelle aus dem Brunnen zu trinken, mit dessen Wasser westliche Publizisten ihre aufregenden Berichte kochen.

Die Mäntel über den Arm, denn die Sonne scheint unerwartet warm, steigen wir die große Freitreppe hinunter.

Erster Eindruck: kein wesentlicher Unterschied zu den Bahnhofsvorplätzen westeuropäischer Großstädte. Viele Menschen, die es hier genauso eilig haben, wie die Menschen in Rom, in London oder in Paris. Man sieht viele fremde Uniformen, aber erstaunlicherweise nirgendwo eine rote Fahne.

Erwartungsvoll sichten wir uns in den Omnibus, den Intourist bereitgestellt hat. Auch er unterscheidet sich nur unwesentlich von den einschlägigen Fahrzeugen heimischer Provenienz. Trotzdem haben wir alle das prickelnde Gefühl, nun bereits mit beiden Beinen mitten in einem höchst ungewissen Abenteuer zu stehen.

Auf der vorderen Bank hat ein Herr mittleren Alters Platz genommen. Er trägt eine randlose Brille. Sein Gesicht ist uns zugewandt. Mit einem einzigen Blick durchschaut er uns alle.

Der Herr gehört nicht zu unserer Gesellschaft. Niemand hat ihn zuvor gesehen. Die Gespräche im Omnibus sind mit einem Schlag verstummt. Nun hebt er ein kleines Mikrofon an den Mund und wir hören ihn mit unbewegter Stimme sagen:

„Meine Damen und Herren, Intourist heißt Sie in Moskau willkommen. Mein Name ist Wassilij Maxim Prokornikoff. Ich habe die Ehre, Ihnen die Hauptstadt der Föderation der Sozialistischen Sowjetrepubliken zu zeigen.“

Nun könnte es eigentlich losgehen. Aber es geht nicht los. Unser Fremdenführer hält einen Zettel in der Hand:

„Wer von Ihnen ist Herr Kleemann?“
Dreißig Bundesbürger zucken unmerklich zusammen. Dreißig Augenpaare verkriechen sich vor dem suchenden Blick des Russen unter die Bänke. Sechzig Schuhspitzen fallen augenblicklich in Hypnose.

Aber suchen die graublauen Augen hinter den randlosen Brillengläsern wirklich? Wissen sie nicht vielleicht längst...?

In diesem Moment, das fühle ich, denken wir alle dasselbe.

„Was mag dieser Kleemann getan haben“, denken wir. „Wer von uns ist es?“ „Vielleicht war er im Krieg in Rußland. Womöglich als Parteimensch! Jetzt sitzt er irgendwo unter uns. Wie unvorsichtig von ihm, hierher zu fahren...!“

Zum zweitenmal kommt die Stimme aus dem Lautsprecher: „Wer von Ihnen ist Herr Kleemann?“

Ich spüre, wie meine Handflächen langsam feucht werden.

Da – ein Rascheln. Alles wendet sich nach hinten. Ein unscheinbarer Herr mit einem runden Gesicht, aus dem alle Farbe gewichen ist, hebt schüchtern die Hand. Seine Bewegung hat etwas unendlich Rührendes, wie die eines Schülers, der sich nach wiederholter Aufforderung freiwillig meldet, weil er nicht die ganze Klasse einer unverdienten Kollektivstrafe ausliefern will.

Gleichgültig was Kleemann getan haben mag, unserer aller Sympathien sind in diesem Moment auf seiner Seite.

Wassilij Maxim Prokornikoff nickt zufrieden. Quärend langsam hebt er das Mikrofon. „Herr Kleemann“, hören wir ihn sagen, „Herr Kleemann, Intourist gratuliert Ihnen zum Geburtstag.“

Gleichzeitig gibt er dem Chauffeur ein Zeichen, der Motor springt an, und unser Omnibus biegt in die Gorkistraße ein. Kein Zweifel, dieser Prokornikoff – also mit dem haben wir wirklich Glück gehabt! Er hat uns aber auch gleich vom ersten Augenblick an wirklich gut gefallen.

Trainings brachte, sie zu kläglichen Figuren stempelte und so das sportliche Ansehen der zivilisierten, fahnenreichen Länder herabsetzte.

Das Publikum, die Welt jedoch reagierte anders: Begeisterung umtobte Poka, wenn er sich zeigte, Andenkensammler zahlten hohe Preise für eine Faser aus Pokas Bastschurz, Fernsehsender bemühten sich um ihn, eine Strumpffabrik nannte ihr neues Modell „Poka“, Heiratsanträge aus allen zivilisierten Ländern stapelten sich in Pokas Hotelzimmer, zahlreiche Pressevertreter hängten sich an Pokas nackte, schwierige Fersen – sie hatten ihn übrigens den „Braunen Taifun“ getauft –, und eine Schönheitskönigin überreichte ihm einen Rosenstrauß, drückte ihm in Gegenwart etlicher Fotoreporter einen langen Kuß auf die diskret tätowierte Stirn, und hier geschah ein Mißverständnis, denn Poka, ein treuer Sohn seines Volkes und seiner Sitten, betrachtete die zutrauliche Königin als ein Geschenk; er war gerade im Begriff, sie in sein Hotelzimmer zu ziehen, als sich ein rassebewußter Hotel-dienstler dazwischenwarf und so die schöne Dame vor einem Schicksal rettete, dem sie – wie ihr mürrisches Gesicht auszudrücken schien – recht gern anheimgefallen wäre. Poka war der Held aller Helden, bis – hier sei es zum Ruhm der Presse ausgesprochen –, bis eine Journalistin die olympische Ehre und das sportliche Ansehen der zivilisierten Welt rettete.

Diese resolute Dame hatte sich mit Kapitän Pat Hinko, der gerade in Tokio weilte, in Verbindung gesetzt, hatte ihn nach Pokas Beruf gefragt, und der ahnungslose Pat hatte ihr erzählt, Poka sei der beste Tirpitjäger Kalamados, er renne diesen schnellen, gazellenartigen Tieren nach, springe ihnen dann auf den Rücken und drücke ihnen die Gurgel zu, bis sie verendet seien; hin und wieder erlege er die Tiere auch mit dem Speer, doch das nur in schwierigen Situationen, denn diese Art der Jagd sei bei den Kalamadoten verpönt. Die Felle des Tirpit tausche Poka gegen Messer, Beile, Töpfe, Spiegel, Schmuck und Whisky ein. Gerade das hätte der gute Pat nicht erzählen sollen.

Die ausgezeichnete Journalistin bewies nämlich nun dem ebenso erstaunten wie glücklichen olympischen Komitee, daß es sich bei Poka um einen Mann handele, der berufsmäßig laufen, springen und speerwerfen

müsse, der daher kein Amateur sei und somit nicht am edlen olympischen Kampfe teilnehmen könne. Daraufhin sprach das Komitee die rückwirkende Disqualifikation Pokas aus und forderte ihn auf, alle Goldmedaillen zurückzugeben.

Poka, als er die Aufforderung bekam, zeigte weder Erstaunen noch Empörung, er lächelte vielmehr freundlich, löste die Medaillen aus Ohren und Nase und übergab sie dem ehrwürdigen Komitee. Für die verschenkten Medaillen bot er als Ersatz einige große Golddukaten aus dem kalamadotischen Staatschatz.

Dann trat er die Heimreise an. Pat Hinko nahm ihn in Manila an Bord seiner „Sky-Skinn“, und wenige Tage später liefen die beiden Schaluppen knirschend auf den weißen Küstensand von Kalamado auf. Die Kalamadoten empfingen Poka mit dröhnenden Trommeln und tosendem Jubel; sie wußten nichts von seinen Erfolgen, sie freuten sich nur, daß er wieder daheim war.

Nachdem Poka die knorpelige Zehe des Gori geküßt hatte, verteilte er an seine Volksgenossen einen Packen bunter Illustrierten, in denen er viele hundert Male abgebildet war.

Und noch Wochen später wies Pokas Frau mit ihrem verarbeiteten, etwas fettigen Zeigefinger immer wieder auf ein Foto, das ihren Mann an der Seite jener weißhäutigen Schönheitskönigin zeigte, und immer blickte sie Poka dann mit ihren großen, schwermütigen Augen fragend an. Er aber lächelte stets verächtlich und schnatterte: „Gulsti poc krellmik kau!“ Was soviel bedeutet wie: Sie war eine trübe Tasse!

zog und dort baumeln ließ. Das Dilemma der fehlenden Nationalhymne – ach, glückliches Kalamado! – beseitigte Poka, indem er sich von der bereitstehenden, verdutzten Militärkapelle eine Trommel auslieh und darauf einen monotonen Wirbel schlug, wobei sich seine muskulösen Beine auf das anmutigste in zierlichen Tanzschritten bewegten.

Am nächsten Tag der olympischen Spiele gewann Poka die 100- und 200-Meter-Läufe, ohne sich zu verausgaben. Die so errungenen Goldmedaillen hängte er sich in die seit seiner Kindheit dafür präparierten Ohren. Beim 5000-Meter-Lauf verlor Poka nach 3000 Metern seinen Bastschurz, doch achtete er dieses kleinen Zwischenfalls nicht und rannte mit großem Vorsprung – nackt und unbeschwert – als erster durchs Ziel. Hier meldeten sich prominente Stimmen, die Pokas Disqualifikation wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses verlangten, eine Erregung, die Poka nicht begriff und ihn zu der Frage veranlaßte, seit wann denn ein nackter Mensch ärgerlich sei und warum, und er fügte in überzeugendem Ton hinzu, die Kalamadoten fänden nackte Menschen erfreulich, den Bastschurz trage man auf Kalamado nur an festlichen Tagen, zum Beispiel beim Besuch Pat Hinkos, als Schmuck gewissermaßen. – Darauf trat die schwedische Delegation – fair und nudistisch veranlagt, wie sie nun einmal ist – für Poka ein, indem sie nachwies, daß die Väter der Olympiade, die alten Griechen, ebenfalls nackt in die Arena getreten seien. Also bekam Poka die Goldmedaille doch.

Und es verstrich kaum einer der folgenden Tage, an dem die kalamadotischen Trommelrhythmen nicht durch das Olympiastadion dröhnten. Poka raste über die Aschenbahn, sprang weiter als die Sprunggrube reichte, sprang graziös 2,30 Meter hoch, schleuderte den Speer aus dem Stand durch die ganze Länge des Stadions, erhielt fast ein Dutzend Goldmedaillen, die er teilweise – zum Entsetzen aller Olympiaverehrer – an autogrammjagende Kinder verteilte oder sich Tabak dafür einhandelte. Ohne es zu wollen, machte Poka die heiligen Olympischen Spiele zu einer Groteske.

Die Veranstalter und nationalen Delegationsführer sahen sich lächerlich gemacht, sie raufeten sich die Haare und verwünschten Kalamado, dessen Abgesandter ihre aussichtsreichen Athleten um die Früchte ihres harten



Lumpensammler gegen die Not

Text und Fotos von Andrea Schmidt

Mit Lumpen, mit dem scheinbar Sinnlosen rettete Abbé Pierre in Paris hunderte Menschen vor der Sinnlosigkeit, mit dem Abfall des Reichtums machte er aus Verzweifelten Helfer der Hoffnungslosen – denn Lumpen sammeln kann auch der „Nutzlose“.

Hoffnungslose, Verzweifelte gibt es nicht nur irgendwo in der Welt, sie leben neben uns. Einige junge Menschen in Köln wollen solchen Hilflosen helfen. Sie brachten die Idee Abbé Pierres über die Grenze mit, sie wurden Lumpensammler, „Emmausbrüder“, und packten zu, ohne viele Worte zu machen. Eine alte Ölmühle wurde ausgeräumt, gefegt und zum Lumpenlager. Die notwendigsten Möbel und abenteuerliche Wanddekoration lieferten die folgenden Brockensammlungen. Und diese Brockensammlungen, in Köln und in Nachbarstädten durchgeführt, brachten unerwartete Werte ans Tageslicht. Ganze Stadtteile schienen sich auf den Aufruf der Emmausgruppe hin entrümpeln zu wollen. Lastwagen um Lastwagen, von Unternehmern, Bundeswehr und Privatleuten der Emmausgemeinschaft für ein

Wochenende zur Verfügung gestellt, füllte sich mit Altpapier, Schrott, Flaschen, Lumpen. Aber nicht nur Altmaterial quoll auf die Straßen: einmal wachgerüttelt, besannen sich die Menschen, spendeten Kleider, Medikamente, Schuhe, Tische, Stühle, Matratzen, Radioapparate...

Eine Handvoll junger Menschen hatte an die Türen geklopft, hunderten konnte geholfen werden mit der „Beute“ der Emmausbrüder. In die Depots der Flüchtlingslager, die durch die Bauernflucht aus der Zone völlig geleert worden waren, konnten ballenweise brauchbare Kleidungsstücke und Schuhe gebracht werden, das Urwaldhospital in Peru wird mit Medikamenten versorgt, aus dem Erlös der Altmaterialsammlung wird für solche Kinder ein Ferienlager aufgebaut, die nie aus der Stadt kamen, weil ihnen die Groschen dafür fehlten. Der beste Wert aus diesen Sammlungen kann nicht in Pfunden und Tonnen abgewogen werden. Er wird denen reicher Lohn, die keine klingenden Münzen für ihren geopferten Sonntag verlangten, für viele Tag- und auch Nacht-

stunden im Staub stickiger Lumpen, für das Schleppen von Flaschenkisten, von Schrott und schweren Papierbündeln.

Sie durften helfen, wo Not ist; sie fühlten eine Gemeinschaft mit dem Bruder, der glaubte, verstoßen zu sein oder vergessen.

Die „Emmausbrüder“ konnten allein die Fülle der Brockensammlungen bei weitem nicht bewältigen, aber auf ihren Aufruf hin waren plötzlich hunderte Jugendlicher da, um mitzumachen, an den heißen Sommertagen, an denen man ins Schwimmbad geht und sich neben dem Koffergrammophon die Sonne auf den Pelz scheinen läßt. An solchen Tagen hockten die Jungen und Mädchen zwischen Tellern und Kisten auf den rumpelnden LKW und ließen sich zum Sammeldepot fahren, um Lumpen abzuladen. Vielleicht begannen einige von ihnen da zum erstenmal zu ahnen, was Dreck und Staub und was Elend ist. Aber zugleich erlebten sie, daß sie helfen durften und konnten. Sie werden ihren heißen Lumpensonntag mit keiner noch so prächtigen Faulenzerei vertauscht haben wollen.

Auch die „Waschkücheneinrichtung“ der Emmausbrüder stammt aus einer Sammlung





Während der Sammlung geht oft das Telefon: „Bitte holen Sie ab...“

Vollkommen erschöpft. Aber was macht es? Hauptsache — man kann helfen



„Ihre Arztrechnung wird bezahlt“

Der einzige sozialistische Regierungschef Kanadas — Premier Tommy Douglas von Saskatchewan — hat den bemerkenswertesten Wahlsieg seiner an Höhepunkten reichen politischen Karriere erkämpft. Der Premier, der seit dem Jahre 1944 die Geschicke der großen Prärieprovinz leitet, die sich über 161088000 Morgen Landes erstreckt, verhiß den Wählern die Einführung der „public medical insurance“. Gegen Bezahlung von 35 Dollar im Jahr — ein Betrag, der dem Preis von zwei Paar guten Schuhen entspricht — wird der Familie die Sorge um die Arztrechnung abgenommen. Dieses staatliche Versicherungsprojekt wird bereits im kommenden Jahre in Kraft treten. Da es in Kanada keine Krankenkassen gibt, ist die Bezahlung der hier recht kostspieligen ärztlichen Behandlungen für zahllose Menschen ein drückendes Problem. Tommy Douglas' Wahltriumph — er lenkt die Geschicke von Saskatchewan länger als jeder seiner Vorgänger — wird den Bewohnern der Provinz die Sorge um die Arztrechnungen abnehmen. Doch die Folgen der Wahl werden weite Kreise ziehen, da ganz allgemein angenommen wird, daß auch die anderen Provinzen (früher oder später) dem Beispiel von Saskatchewan folgen werden.

Der mit Temperament geführte Wahlkampf stand für Douglas unter der Parole „Viel Feind, viel Ehr“. Nicht nur seine politischen Opponenten — die Liberalen, die Konservativen und die Social Creditler —, sondern auch der Ärzteverband von Saskatchewan sagten Douglas den Kampf an. Die Mediziner sammelten sogar für einen „Kampffonds“ und erwarteten von jedem Arzt einen Beitrag von hundert Dollar. Dennoch eroberte die Sozialistische Partei 38 Sitze, denen die liberale Opposition mit 16 Abgeordneten gegenübersteht. (Das Resultat von einem nördlichen Wahlkreis steht noch aus.) Obwohl die Konservativen die Bundesregierung in Ottawa bilden, glückte es ihnen — in der Heimatprovinz des Ministerpräsidenten Diefenbaker! — nicht, auch nur ein einziges Landtagsmandat zu erobern. Die Social Credit Partei teilte das gleiche Schicksal.

In Kanada sind „versteinerte“ Wählermassen unbekannt, und immer wieder entscheidet die persönliche Beliebtheit des Parteiführers den Wahlausgang. Tommy Douglas, den Zehntausende Bewohner von Saskatchewan nur „Tommy“ nennen, ist ein Beispiel dafür. Selbst der liberale „Toronto Star“, Kanadas auflagestärkste Zeitung, bezeichnet ihn als „einen der hervorragendsten politischen Redner des Landes“ und als „dynamische Persönlichkeit“. Seine Lebensgeschichte klingt abenteuerlich genug.

Schon als Dreizehnjähriger mußte Tommy Douglas sein erstes Geld verdienen. Er wurde Buchdruckerlehrling und besitzt heute noch seine Gewerkschaftskarte. Der schmächtige Bursche war auch ein ausgezeichnete Boxer und wurde sogar Leichtgewichtchampion der Provinz. Sein großes Interesse aber galt der Theologie. Noch ehe er sein Studium beendet hatte, wurde er Pastor von Weyburn — und dieser Ort hat ihn seither immer als Abgeordneten gewählt.

Als Einunddreißigjähriger wurde Tommy Douglas, im Jahre 1935, in das Bundesparlament gewählt und brillierte in Ottawa bei den Debatten. Später übernahm er die Führung der Sozialistischen Partei in Saskatchewan. Seit 1944 lenkt der schmächtige Mann aus Weyburn die Geschicke der Provinz, die man wegen ihrer riesigen Weizenfelder den „Brotkorb des britischen Imperiums“ genannt hat.

Tommy Douglas hat besonders auf sozialem Gebiet in Kanada Pionierarbeit geleistet. Als erste Provinz führte Saskatchewan im Jahre 1947 die staatliche Spitalversicherung ein. Andere Provinzen folgten im Laufe der Jahre diesem Beispiel. Nun verheißt Saskatchewan

seinen 900000 Einwohnern „public medical insurance“ und damit die Befreiung von der Sorge um die Bezahlung der Arztrechnungen.

In Saskatchewan wird dem Patienten das Recht der freien Ärztwahl überlassen bleiben. Das Verhältnis zwischen dem Doktor und dem Patienten bleibt genauso wie früher — mit einem einzigen, doch sehr wichtigen Unterschied. In Saskatchewan wird die Rechnung nicht dem Patienten, sondern der staatlichen Versicherung präsentiert werden!

Zweifelloos werden die anderen Provinzen Kanadas früher oder später dem Beispiel Saskatchewan folgen, denn allem Anschein nach will dies die wichtigste Persönlichkeit im Reich der Politik: Seine Majestät der Wähler. Reporter, die in Toronto eine „Survey“ vornahmen, fanden sogleich, daß die meisten Befragten die Hoffnung aussprachen, ganz Kanada möge recht bald einen ähnlichen segensreichen Plan haben.

Ein Soldat erklärte: „Es würde das Leben der Menschen mit kleinem Einkommen erleichtern, wenn sie nicht die drückenden Ärztekosten zu tragen haben.“

Ein Wirt behauptete: „Wir hätten einen solchen Plan schon lange haben sollen! Keine andere Reform wäre für den arbeitenden Menschen so wichtig. Bei der derzeitigen Höhe der Arztrechnungen können die ganzen Ersparnisse verschwinden.“

Ein Einkäufer sagte: „Ich weiß, welch eine Last die Kosten einer ärztlichen Behandlung sein kann. Es ist viel besser, wenn man sich nicht über die Doktorrechnung sorgen muß, wenn man krank ist.“

Seine fünf Wahltriumph machen Premier Tommy Douglas zu einem der erfolgreichsten Politiker des Dominions, doch er ist auch wegen seines Humors weithin bekannt. Er ist schottischer Abkunft und erzählt gerne schottische Witze. Wie etwa jenen über den Mann aus Glasgow, der einmal doch seine Brieftasche öffnen mußte — worauf eine Motte herausflog ...

Walter Jelen, Toronto





Als Ben Zwi nach Burma kam

Von Inge Deutschkron

Fotos: Deutschkron/USAD

Die Stadt heißt Maymyo und hat nur dreitausend Einwohner. Sie haben alle die Straßen gesäumt an jenem Tage, an dem der Besuch des israelischen Staatspräsidenten erwartet wurde. In der kleinen Stadt Sagaing war es nicht viel anders. Auch hier waren es Tausende, die winkten, die blau-weißen Fähnchen des Staates Israel schwenkten und vor Begeisterung schrien. Die Frauen hielten ihre Kinder so hoch wie möglich, damit ihnen nichts entging. Sie hatten sich feiertäglich zurechtgemacht. Ihre Gesichter waren mit weißem Puder geschminkt. Den baumwollenen Longyi, den sie gewöhnlich an einem Wochentage tragen, hatten sie mit einem schillernden, eng um die Hüfte gewickelten Tuch vertauscht. Die Männer hatten ihre Musikinstrumente mitgebracht – längliche Trommeln, ungefüge Hörner, dumpf klingende Gongs. Andere tanzten dazu mit kraftvollen Gebärden, wie es ihnen der Rhythmus eingab. Der Staatspräsident von Israel, Ben Zwi, war auf Staatsbesuch in Burma, dem ersten, zu dem der junge Staat Israel seit seinem Bestehen aufgefordert worden war. Trotz seines hohen Alters spürte der israelische Präsident die tropische Hitze nicht, trotz eines gedrängten Programmes empfand er kaum Müdigkeit – er war überwältigt von der Freundschaft, die ihm das burmesische Volk entgegenbrachte. Burmesische Regierungssprecher bestätigten, daß noch keinem ausländischen Staatsoberhaupt in Burma ein ähnlicher Empfang bereitet

worden war. Sie fügten jedoch hinzu: „Aber das ist doch eigentlich nicht verwunderlich.“

Was aber ist die Ursache für diese außergewöhnliche freundschaftlichen Beziehungen zwischen Burma und Israel? Zweifellos nicht die Tatsache, daß beide Länder den Sozialismus als Grundlage für den Aufbau ihrer Länder gewählt haben – nein, einzig und allein, daß Israel dem 1948 vom Kolonialjoch befreiten Burma beim Aufbau von einem unterentwickelten Land zu einem fortschrittlichen Staat behilflich ist.

Nun, dies ist eigentlich heute nichts Besonders mehr. Auch Deutschland vergibt Wirtschaftshilfe an eine ganze Reihe von Entwicklungsländern. Und doch würde ein deutsches Staatsoberhaupt kaum in der gleichen Weise empfangen werden wie der Staatspräsident von Israel in Burma, obwohl zweifellos der materielle Wert der geleisteten Hilfe Deutschlands in jedem Falle die entsprechenden Zahlen Israels übertrifft.

Weder die Hilfe Deutschlands für Entwicklungsländer noch die eines anderen Industrielandes ist aber im Grunde uneigennützig, nur dem Ziel der Hilfe für diese Länder gedacht. Ohne Ausnahme dienen die bisher geleisteten Hilfsmaßnahmen dem gebenden Lande gleichermaßen, sei es wirtschaftlich oder indirekt politisch.

Als eine englische Firma in Indonesien Motoren zu einem überaus günstigen Preis und mit langfristigen Zahlungsbedingungen lieferte, da glaubte man in Indonesien, dies sei eine großzügige Geste. Tatsächlich aber waren diese Motoren die ältesten und schlechtesten, die auf dem Weltmarkt zu haben waren. Den Indonesiern fehlte die Erfahrung, um dies sogleich festzustellen. Wenn deutsche Firmen in Indien ein Stahlwerk bauen – wohlgerne auf ausdrücklichen Wunsch der Inder –, dann wissen sie, daß sich Indien mit all seinen Wünschen für Ersatzteile auch in späteren Zeiten nur an sie wenden kann. Sie haben auf diese Weise einen Kunden fürs Leben gewonnen.

Hilfe von Ost und West

Die Länder des Ostens und des Westens wetteifern bereits um die führende Position auf der Liste der Hilfe bringenden Nationen. Dieser eigentümliche Wettbewerb hat den Sinn, das Hilfe empfangende Land von dem Wert des jeweiligen politischen Systems des Landes zu überzeugen, aus dem die Hilfe stammt.

Nun, die Israelis tun nichts dergleichen. Sie wollen weder wirtschaftlich noch politisch Einfluß gewinnen. Sie wollen helfen. Und wie sie, Träger eines Staates von nur zwei Millionen Menschen, dies tun? Ganz einfach, sie überlassen den jungen Staaten Asiens und Afrikas die Erfahrungen, die sie beim Aufbau ihres eigenen Landes machen mußten, damals, als sie die Wüste in fruchtbares Land verwandelten. Sie haben Jahre hindurch neue Bearbeitungs- und Bewässerungsmethoden, neue Saat- und Düngemittel erprobt. Sie haben ihre Arbeit mit einer neuen Gesellschaftsordnung in Einklang bringen müssen. Denn nur gemeinschaftlich konnten sie ihr Werk vollbringen. Nur auf genossenschaftlicher Grundlage konnten sie Gewinn- und eigennützige Bestrebungen einzelner ausschalten und den Profit ihrer Arbeit allein dem Lande zukommen lassen.

„Man kann den Burmesen diese Erfahrungen nicht einfach auf einem Stück Papier anbieten, man muß sie ihnen vorleben“, sagte Shabtai D. bei einem Interview in Chauk. Chauk liegt in Zentralburma und heißt auf deutsch „trockene Zone“. Wüste, nichts als Wüstenboden, trocken, heiß, unfruchtbar, so glaubte man wenigstens in Burma. Shabtai und seine Kollegen bewiesen den Leuten in Burma, daß auch Wüstensand fruchtbar sein kann, wenn man ihn entsprechend behandelt. Bewässerung ist die Vorbedingung für jede weitere Bearbeitung. Die Israelis zeigten den burmesischen Bauern, daß man Wasser nicht nur aus einem Fluß oder einer sichtbaren Quelle pumpen kann. Sie tun dies in der täglichen Zusammenarbeit mit den burmesischen Bauern, von denen sie rein äußerlich kaum zu unterscheiden waren. Sie trugen gleich ihnen den karierten Longyi, ein offenes Hemd, und ihre Hautfarbe hatte sich unter den sengenden Sonnenstrahlen von Chauk an die der heimischen Bevölkerung angepaßt. Mit der Sprache haperte es natürlich ein wenig, aber bekanntlich ist dies längst nicht immer das Wichtigste. „Schwierigkeiten?“ Shabtai guckte verständnislos und wußte auf die Frage, ob er mit den burmesischen Bauern Schwierigkeiten hätte, nichts zu antworten. Hätte man die gleiche Frage an einen deutschen Ingenieur in Rourkela gerichtet, so hätte sich ohne Frage ein Redeschwall über den Fragenden ergossen: Die indischen Arbeiter seien technisch völlig unbegabt, sie arbeiteten zu langsam, sie leisteten zu wenig, sie hätten so merkwürdige Traditionen. Die deutschen Arbeiter gehen nach Rourkela nicht um zu helfen, sondern um mehr zu verdienen. Für sie ist es ein Job wie viele andere auch.

Die Pioniere kommen

Mit den Israelis steht dies eben anders. Sie leisteten in ihrem eigenen Lande Pionierarbeit. Sie waren erfolgreich. Für sie kann es nun keine größere Ehre geben, als diesen aus der Not geborenen Erfolg weiterzugeben an diejenigen, denen die Möglichkeit zu lernen versagt geblieben ist, denen die Mittel fehlen, den Fortschritt der großen Industrieländer so ohne weiteres einzuholen. Für den Israeli ist auch dies ein Stück Pionierarbeit. Und diese Einstellung allein schafft das rechte Verhältnis zwischen Hilfe empfangendem und Hilfe gebendem Land. Natürlich ist der Staat Israel darauf bedacht, nur solche Menschen ins Ausland zu schicken, die sich ihrer verantwortungsvollen Aufgabe bewußt sind. Eine Kommission wählt sie aus und steht zugleich dafür ein, daß bei der Rückkehr der Arbeitsplatz gesichert ist. Die Sorge, daß die „Karriere“, die besonders in der Bundesrepublik so viel an Bedeutung gewonnen hat, eine Unterbrechung erleidet, kann hier gar nicht aufkommen. Die Zahl der im Ausland arbeitenden israelischen Fachleute dürfte kaum 150 übersteigen. Eine größere Zahl würde der kleine Staat Israel auch nicht entbehren können. Aber die Hilfe der Israelis reicht weit und ist nicht nur auf Burma beschränkt. Ghana, Nigeria, Libyen, Liberia – sie alle kennen Israel vielleicht nicht als geographischen Punkt auf der Weltkarte, so doch aus menschlichen Beziehungen.

Als sich einmal der Wagen des Gesandten von Israel im Busch von Nigerien verirrt, wies ihm ein englisch sprechender Afrikaner den Weg. Er strahlte über das ganze Gesicht, als er die Staatsangehörigkeit des Fragenden festgestellt hatte: „Wie gut, daß ich Sie treffe, ich wollte schon immer wissen, wie sich wohl das Moshav Shitufi* in Ihrem Land entwickelt hat.“ Und auch diese Frage, so eigenartig sie klingen mag, ist natürlich kein Zufall. Dieser Mann war einer der vielen Menschen, die einige Monate in Israel studiert haben. Israel hat ihm Anschauungsunterricht vermittelt. Das Leben in einem Moshav, das Tagewerk in einem Kibbuz, das Wirken der Gewerkschaft – das alles hat er am lebendigen Beispiel kennengelernt; um so eindrucksvoller, um so nachhaltiger würde es sein, so glaubt man in Israel. Und doch erwies es sich, daß ein einzelner mit seinem Wissen in seinem oft von überholten Traditionen beherrschten Land nichts erreichen kann, daß er in der Masse der Unwissenden nicht durchdringt. Israel beschloß daraufhin, ein neuerliches Experiment zu wagen.

Vierzig burmesische Familien kamen ins Land. Sie lebten ein Jahr lang in Israel und wechselten im Laufe ihres Aufenthaltes vom Kibbuz zu den verschiedenen anderen genossenschaftlichen Siedlungsformen über und entschieden am Ende des Jahres, daß sie in Burma vier Siedlungen nach dem Prinzip der Moshavim** aufbauen wollten. Vier israelische Fachleute, die ihnen über die ersten Schwierigkeiten der neuen Ansiedlung hinweghelfen sollen, begleiteten sie, als sie mit „Schalom“ und „Toda Raba“ (Auf Wiedersehen und vielen Dank) Israel wieder verließen.

Andere werden den Burmesen folgen, werden in Israel Seminare besuchen, die sich ausschließlich mit den Fragen der Entwicklungsländer beschäftigen, werden in Libyen oder Nigerien oder in Ghana von den Erfahrungen im kleinen Israel berichten. Die Verbindung zum Staat Israel und seinen Menschen bleibt dadurch erhalten, daß die israelische Gewerkschaft, die zugleich der größte Unternehmer in Israel ist, auch in den Entwicklungsländern Projekte übernommen hat. Zu den bedeutendsten gehören die Ghana Nationale Baugesellschaft und die Gesellschaft zur Erschließung von Wasserquellen in Westnigeria. Das Prinzip des Staates Israel, der selbst in Ghana eine Handelsmarineschule und eine Pilotenschule

* Moshav Shitufi = genossenschaftliche Siedlungsform ähnlich dem Kibbuz, nur führen hier die Familien ihren eigenen Haushalt.

** Moshavim = Kleinbauernsiedlungen, in denen jeder für sich arbeitet. Erträge werden gemeinschaftlich verkauft, Maschinen und Werkzeuge gemeinsam erworben.



Burmesische Familie. Die junge Mutter ist krank

unterhält, an der israelische Seeoffiziere und Flugzeugführer den einheimischen Nachwuchs schulen, ist es, eine schnelle Übernahme aller der von ihnen eingerichteten Institutionen durch die einheimische Bevölkerung zu erwirken. Dieser Politik liegt die Auffassung zugrunde, daß es die Aufgabe der wissenden Völker sein muß, die Menschen der Entwicklungsländer mit den technischen Errungenschaften bekanntzumachen und ihnen damit die Möglichkeit zu geben, sich selbst zu helfen. Für die Entwicklungsländer kann es keinen besseren Beweis dafür geben, daß Israel sie in keiner Weise zu beeinflussen trachtet. Die Tatsache, daß bei allen von Israel errichteten Projekten Israel nur mit 49 v.H. daran beteiligt ist, läßt den Gedanken an wirtschaftliche Profite gar nicht erst aufkommen.

Aber in Israel weiß man nur zu gut, daß den Beiträgen des kleinen Staates Grenzen gesetzt sind. Zugleich erkennt man die Unzulänglichkeiten der von westlicher und östlicher Seite geleisteten Wirtschaftshilfe und die sich daraus möglicherweise ergebenden politischen Konsequenzen. Es mußte noch ein anderer Weg gefunden werden, um den Entwicklungsländern schneller, besser und wirksamer zu helfen.

Abba Eban ist der Architekt dieses neuen Projektes, zu dem der Staat Israel die Wissenschaftler der Welt aufgerufen hat. Zehn Jahre lang hat Abba Eban, ein gebürtiger Südafrikaner, sein Land Israel bei den Vereinten Nationen vertreten. Es gibt keinen Platz auf der Erde, an dem man die Sorgen und Nöte der jungen Staaten unserer Welt besser studieren könnte als in den Gremien der UN. Diese Erfahrung muß entscheidend gewesen sein. Eban begriff, daß der wissenschaftliche Fortschritt und die nationalen Freiheitsbewegungen zwei Strömungen unseres Zeitalters sind, die noch keine gemeinsamen Wege gehen. Millionen von Menschen in den Entwicklungsländern leben noch, als ob die modernen Erfindungen niemals gemacht worden wären. Ja, sie kennen vielfach noch nicht einmal einen Wasserhahn oder den Gebrauch von Elektrizität. Tausende leiden unter Krankheiten, für die es längst eine Heilung gibt. Tbc ist eine von ihnen, die jährlich Millionen von Menschen

– jung und alt – dahinrafft. Die Atomwissenschaft, die gerade den jungen aufbauenden Staaten neue Möglichkeiten und schnelleren Fortschritt verspricht, wird von den Entwicklungsländern bisher allein als zerstörende Kraft angesehen. Abba Eban schlug darum vor, die Wissenschaftler der Welt auf die besonderen Probleme der Entwicklungsländer aufmerksam zu machen. In einer Konferenz sollen sie in Gemeinschaft mit Vertretern der Entwicklungsländer beraten, wie die Wissenschaft, die keine anderen Motive kennt, als dem Fortschritt zu dienen, den jungen Staaten zu Hilfe kommen kann. Solch eine Konferenz wird Ende August in Israel stattfinden.

Wissenschaftler von Weltruf

Die 45 Wissenschaftler von Weltruf, die sich zur Teilnahme an dieser Konferenz bereit erklärt haben, vertreten die Atomphysik, die Nationalökonomie, die Medizin – sie sind Fachleute auf den Gebieten der Wasserwirtschaft oder der Bodenkunde, der Bevölkerungskunde und der Pädagogik. Vertreter der Entwicklungsländer aus Asien und Afrika werden durch ihre eigenen Beiträge die Wissenschaftler korrigieren, wenn ihnen die praktische Erfahrung zur Lösung eines Problems fehlt. Es wird erwartet, daß sich aus dieser Konferenz ständige Kommissionen bilden, welche die Lösung einzelner Probleme in intensiver Arbeit anstreben.

Eban hat einmal vor den Vereinten Nationen gesagt: „Diejenigen, die eine Brücke zu schlagen suchen zwischen den verschiedenen Kulturen, diejenigen, die das Gemeinsame und das Trennende der verschiedenen Zivilisationen zu entdecken trachten – sie helfen durch ihren Eifer und ihre Kenntnisse die Pfade des Friedens zu finden.“ Der kleine Staat Israel tut das seine dazu und mehr noch, als man von ihm, dem von Feinden bedrohten Land, erwarten könnte. Es hat sich selbst die Aufgabe gegeben, den jungen Staaten unserer Welt beim Eintritt in unser Zeitalter der Technik und der Wissenschaft als Wegweiser zu dienen. Dies geschieht im Dienst an der Menschheit, wie es ihr Beispiel in der Geschichte sucht.



In zwei Übungen Weltklasse ist Zenta Kopp. Weltrekordlerin über 80 m Hürden und Meisterin im Weitsprung.



Anschluß an die Weltklasse erkämpfte sich Helmut Janz im 400-m-Hürdenlauf, der Domäne der Amerikaner.



Erstmals bei Olympischen Spielen ist ein Inder, Milkha Singh, über 200 m und 400 m Anwärter auf eine Medaille.



Der schnellste Mensch der Welt ist Armin Hary, der mit 10,0 Sekunden Weltrekord über 100 m lief.

Ewig jung scheint Italiens Diskuswerfer Adolfo Consolini. In Rom ist er zum vierten Male Olympiateilnehmer und wird die Ehre haben, für alle Olympiakämpfer den Eid zu sprechen.

Vor der Kulisse der Antike

Fotos: Heinz Schlundt

Die Jugend der Welt trifft sich vom 25. August bis 11. September in Rom

Nicht nur die modernen Olympischen Spiele, sondern auch die meisten, heute geübten Sportarten haben ihre Wurzel in der griechischen Antike und darum war es ganz natürlich, daß der französische Baron Pierre de Coubertin die ersten Olympischen Spiele der Neuzeit 1896 nach Athen verlegte. Man holt gewissermaßen nur ein Versäumnis nach, wenn man endlich die XVII. Olympischen Spiele in Rom abhält; jener Stadt, die schon zu Zeiten der antiken Spiele der große Widerpart Athens war. Den Olympischen Spielen Griechenlands folgte nach ihrem Zerfall und Verbot der römische Zirkus mit seinen blutigen Gladiatorenkämpfen.

Jene geschichtliche Epoche Roms wird nicht nur schattenhafter Hintergrund dieses modernen Sportfestes sein, sondern es wird zugleich auch miteinbezogen in das olympische Geschehen unserer Tage, wenn sich die Turner in den Caracalla-Thermen im Kampf um die Medaille gegenüberstehen, die Ringer in der Basilika des Maxentius ihre Kunst beweisen, oder die Marathonläufer am Constantinbogen auf ihre entsagungsvolle Strecke geschickt werden. Modernste Sportbauten, angefangen von dem riesigen Oval des Olympiastadions bis zu den kühnen Konstruktionen des Kleinen und Großen Sportpalastes, warten mit ihren Arenen darauf, daß ihnen die über 8000 Sportler aus fast 80 Ländern der Erde frohes Leben und den sportlichen Geist Olympias einhauchen werden.

Um diesen Geist aber ist es leider noch überall in der Welt schlecht bestellt, obwohl die Eröffnung der Spiele kurz bevorsteht. Die teilnehmenden Nationen warfen sich in letzter Zeit immer wieder gegenseitig vor, daß sie die Regeln der Spiele mißachteten, bezahlte Sportler in ihren Reihen hätten, die Trainingslager für ihre Staatsamateure zu einer Dauereinrichtung gemacht hätten, den Sport zu einem Mittel der Politik degradierten und was sonst der freundlichen Vorwürfe noch mehr sind.

Allein die wenig erfreulichen Debatten, die wir Deutschen auch diesmal um die Bildung einer gesamtdeutschen Olympiamannschaft führten,

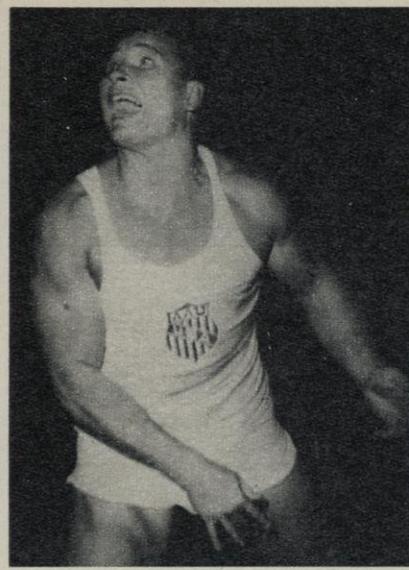
scheinen zu beweisen, wie schwach der wahre Geist Olympias spürbar ist. Die Frage liegt nahe, ob durch Geschick oder Zufall in Rom auch diesmal die Olympischen Spiele zu Grabe getragen werden und die Zukunft nur dem rauhen Zirkus der Gladiatoren gehört.

Vielleicht sollte man aber nicht ganz so schwarz sehen, sondern sich daran erinnern, daß auch vor den Olympischen Spielen 1956 in Melbourne alles andere als olympischer Frieden herrschte. Es waren jene dunklen Tage, in denen sowjetische Panzer den Freiheitskampf des ungarischen Volkes niedergewalzt hatten, während die schon in Australien weilenden ungarischen Sportler in der falschen Hoffnung, nun frei zu sein, die kommunistischen Embleme von ihrer Fahne und ihren Sportanzügen rissen. Damals blieb die holländische Jugend den Spielen fern und verzichtete auf olympische Ehren, um damit gegen die sowjetische Gewaltanwendung in Ungarn zu protestieren. So düster die Wolken zu Beginn der Spiele von Melbourne gewesen waren, so hoffnungsvoll blickte man am Schlußtag in die Zukunft: Ein chinesischer Junge hatte dem Olympischen Komitee den Vorschlag gemacht, daß die Sportjugend der Welt beim Schlußeinmarsch nicht nach Nationen getrennt, sondern als echte Gemeinschaft, bunt durcheinandergewürfelt, in das Stadion ziehen möchte. Spontan hatte man diesen Vorschlag aufgegriffen und ohne Unterschied von Rassen und Sprachen marschierten 5000 junge Menschen in die olympische Arena. Ein Symbol der Hoffnung.

Es ist ein Symbol geblieben. Zwietracht und Unfriede einer ganzen Welt konnten weder die 5000 jungen Menschen von Melbourne, noch werden sie die 8000 von Rom vergessen machen. Hoffen wir aber, daß sie in den drei olympischen Wochen von Rom jenen Geist der Toleranz und der sportlichen Fairneß vorleben, von dem die übrige Welt vorerst nur zu träumen wagt.

Willy B. Wange





Eine unserer Hoffnungen ist Weltrekordmann im Hürdenlauf Martin Lauer. Ihn fürchten selbst die Amerikaner.

Der Belgier Roger Moens hält den Weltrekord im 800-m-Lauf und hofft nun auf olympisches Gold.

Zweifacher Olympiasieger im Kugelstoßen ist Parry O'Brien (USA). Wird die Jugend ihn in Rom ablösen?

An Emil Zatopek und Wladimir Kuzscheiter der Engländer Gordon Pirie zweimal. Schafft er's diesmal?

Kraftvoll, aber gelockert und voller Anmut, setzt die deutsche Rekordhalterin im Diskuswerfen, Kriemhild Hausmann, zum Wurf an. Schon in der Antike war Diskuswerfen ein olympischer Wettbewerb.

Olympia-Cocktail



Über hundert Barmixer aus fünfzehn Nationen suchen gegenwärtig nach dem besten Rezept für einen Cocktail, dessen Name vorgeschrieben wurde. Er soll „Olympia“ heißen.

Was unter der Marke „Olympia“ vor vier Jahren schon einmal in Italien, und zwar mit Rauhreifrand in Cortina aufgetischt wurde, ließ zu wünschen übrig. Damals war ein Schuß zuviel Geschäftstüchtigkeit dabei, und auch die Basis war unglücklich gewählt. Wo sie „Olympischer Geist“ hätte heißen müssen, hieß sie „Showgeschäft“.

Bedenkt dies klug, ihr Mixer, die ihr diesmal am Werke seid, und lernt aus den Fehlern der Vergangenheit.

Aber es mischen ja nicht nur die italienische Fremdenindustrie und die römischen Zimmervermieter mit, sondern auch die, die aktiv an den Spielen beteiligt sind, die Sportler aus soundsoviel Nationen nämlich. Auch für sie empfiehlt es sich, die alten Rezepte, die sowohl in Cortina als auch später in Melbourne leichtes Sodbrennen verursachten, noch einmal zu überprüfen. „Olympia“ sollte eine wohlbekömmliche Mischung aus echtem Sportlergeist und Völkerverständigung sein. Dies zunächst. Arroganz und Starallüren sind schlechte Zutaten. Es ist ratsam, sie diesmal ganz wegzulassen. Im klassischen Griechenland hatte das Olympische Stadion ein kleines niedriges Tor. Es war für die Sieger bestimmt und war so niedrig, daß sich die Männer mit dem Lorbeerkrantz bücken mußten, wenn sie aus der Arena gingen. Wie schade, daß die Tore unserer modernen Olympiastadien so hoch sind. Sie verleiten die Sieger, den Kopf noch höher zu tragen als sie es ohnehin schon tun. Dabei würde sie Bescheidenheit viel besser kleiden.

Und da schließlich auch das Publikum nicht ganz unbeteiligt ist und es auch von ihm abhängt, ob uns der Cocktail „Olympia 1960“ munden wird, erlauben wir uns zum Schluß auch noch ein Wort an die Schlachtenbummler.

Gießt bitte nicht wieder nationalen Taumel zu. Das ist das Zeug, das so sauer schmeckt und die ganze Mischung ungenießbar macht. Der Sieg eines deutschen Sprinters berechtigt Herrn Meier noch lange nicht, verachtungsvoll auf seinen französischen Sitznachbarn herabzuschauen. Der hat schließlich für seinen Platz genausoviel bezahlt wie Meier. Und gelaufen sind sie beide nicht. Desgleichen besteht kein Anlaß, einen tschechischen oder russischen Rekord gleich als ein bedrückendes Symptom für die Unterlegenheit der westlichen Welt anzusehen.

Diese nationalen Flaschen, die meist schon vor der Abreise überschäumen, sollte man am besten ganz zu Hause lassen.

Gerd Angermann



Ich war bei den jungen Australiern

60 Prozent der australischen Bevölkerung wohnen in den großen Städten des Landes mit ihren vielen Wohnvororten. Hier der Blick auf Sydney, der größten Stadt Australiens mit zwei Millionen Einwohnern.

Von Oscar Peter Brandt

Cooma war ein kleines, verträumtes Gebirgsdorf inmitten der schönen Gebirgswelt der Snowy Mountains. Heute ist es die farbigste, lebendigste und interessanteste junge Stadt der jungen Pioniere auf der Welt. Englisch wird hier gesprochen, und deutsch, italienisch und schwedisch, griechisch und jugoslawisch, holländisch und spanisch. Zehntausende junger Facharbeiter, Konstrukteure und Ingenieure aus vielen Ländern der Welt schaffen an einem der größten Aufbauwerke unserer Erde.

Tausende von jungen und hübschen Australierinnen, Däninnen, Deutschen, Schwedinnen, Polinnen, Griechinnen, Italienerinnen, Engländerinnen usw. sind als Sekretärinnen, Dolmetscherinnen, Serviererinnen tätig.

Auf der Promenade von Cooma, in seinen Cafés und im Nachtclub des jungen Libanesen Achim, in dem der junge Schweizer Ferdi Meier lukullische Genüsse bereitet, die die junge Tschechin Natascha mit bezauberndem Lächeln serviert, ist das Leben noch internationaler als an der Cote d'Azur oder an der Waikiki-Beach von Honolulu. Vor allem ist es ursprünglicher, lebendiger, menschlicher und ganz frei vom Snobismus und der Blasiertheit der mondänen Orte mit ihren langweiligen Stars, Millionären und Starletts.

Cooma ist auch der Sitz der Snowy Mountain Administration. Die Zehntausende der jungen Pioniere aus vielen Ländern der Erde graben riesige Tunnel durch die Gebirgswelt, bauen große und schöne Stauseen und viele moderne Kraftwerke.

Der Snowy River wird nur zum Teil seinen bisherigen Flußlauf behalten, das meiste Wasser aber wird sich in ein neues Flußbett ergießen, das bisher wasserarme Gebiete Australiens durchläuft. Dort dann wird es fruchtbares Land für Zehntausende von jungen Farmern geben.

Vier Milliarden Mark haben die Australier in diese Aufbauvorhaben der Snowy Mountains gesteckt – fünfundzwanzig Jahre wird es dauern, bis das letzte Projekt vollendet ist. Heute aber schon sehe ich die ersten neuen Kraftwerke und Stauseen, die ersten fertiggestellten Tunneln und den Beginn des neuen Flußlaufes des Snowy River. Die jungen Pioniere haben die ersten Werke teilweise zwei Jahre vor den gestellten Terminen fertiggestellt.

Vierzig Stunden ist ihre Arbeitszeit in der Fünftageweche – das gilt in diesem jungen, fortschrittlichen Land für alle Arbeitnehmer. Ihr Durchschnittsverdienst liegt bei achthundert

Mark im Monat. Machen sie Überstunden an den Samstagen, die mit dem hundertprozentigen Aufschlag bezahlt werden, kommen sie auf Monatsverdienste zwischen fünfzehnhundert und zweitausend Mark.

Cooma ist typisch für das, was sich im jungen Australien tut. Die größte Insel der Welt (der fünfte Erdteil) mit ihren 7,2 Millionen Quadratkilometern ist mit nur zehn Millionen Bewohnern untermöckert. Große Anstrengungen machen die Australier, durch Einwanderung aus den europäischen Ländern die Bevölkerung auf dreißig Millionen bis zur Jahrhundertwende zu bringen.

Hundertfünfzig Millionen Schafe mit einem jährlichen Woll-exporterlös von vier Milliarden Mark sind der größte Reichtum des Landes. Die Australier lassen aber auch sieben Millionen Rinder auf ihren Weiden grasen und haben eine sehr beachtliche Obst- und Weinzucht aufgebaut.

Die australischen Farmer sind reich – aber sie lassen an diesem Reichtum auch ihre Mitarbeiter teilnehmen. Selbstverständlich gilt auch für die Landarbeiter die Vierzigstunden- und Fünftageweche. Sie verdienen sechshundert Mark im

Monat, bezahlen für ihr Haus mit fünf Räumen und dem großen Garten keinen Pfennig Miete, bekommen die Milch und die Butter gratis und soviel Fleisch, wie sie wollen, zum Farmer-selbstkostenpreis und fahren natürlich auch alle ihren eigenen Wagen. Da würde im „Wirtschaftswunderland“ Bundesrepublik der Staatssekretär im Bundesarbeitsministerium, Dr. Wilhelm Claussen, schön spucken. Dieser Feind des Fortschritts für die deutschen Arbeitnehmer hält ja Arbeitszeitverkürzungen in der Bundesrepublik für nicht gerechtfertigt. Sagten mir die Australier: „Ein solcher Mann käme bei uns ins mittelalterliche Museum – im modernen und fortschrittlichen 20. Jahrhundert hätten wir keinen Platz für ihn.“

Steigend ist auch Australiens Mineralförderung – ihr Wert liegt bei jährlich anderthalb Milliarden Mark. In der reichsten Bergarbeiterstadt der Welt, Broken Hill, wird Blei und Silber im Werte von zweihundert Millionen Mark jährlich gefördert. Australien ist der Welt wichtigster Produzent an Blei.

Zwanzig Millionen Tonnen Steinkohle werden gefördert, und nach Deutschland ist Australien auch das wichtigste Braunkohlenland der Erde mit einer Jahresförderung von zehn Millionen Tonnen. Auch für zweihundert Millionen Mark Gold werden jedes Jahr aus dem Boden geholt. Die Produktion an Stahl wie der Aufbau weiterer Industrien verzeichnen in den letzten Jahren einen starken Anstieg.

Die Australier sind – mit Recht – stolz. „Gleich der Bundesrepublik begannen wir in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg mit einem großen Aufbauprogramm. An den Erfolgen und an dem Reichtum aber haben wir alle unsere Arbeitnehmer teilnehmen lassen. Unser junges Australien hat heute bereits hinter Amerika den zweiten Platz aller Länder der Welt mit dem höchsten Lebensstandard.“

„Leben und leben lassen“, heißt die Parole in Australien. Es ist selbstverständlich, daß die meisten der Bewohner das Eigenheim und den eigenen Wagen haben. Der australische Staat schröpft seine Arbeitnehmer nicht durch unsoziale Verbrauchssteuern und begünstigt nicht einseitig nur die Industrien und die reichen Farmer.

Da stehe ich auf dem Flugplatz von Sydney. „Quantas-Rundum-die-Welt-Fluglinie gibt den Start ihres Flugzeuges nach Frankfurt am Main bekannt“, sagt die sympathische Stimme der Groundstewardess durch den Lautsprecher. Sechzig Passagiere sind wir – die meisten australische und eingewanderte Facharbeiter, Angestellte und Beamte. Dazu ihre jungen Frauen, die Sekretärinnen, Modistinnen usw. sind. Sie besuchen ihre alte Heimat – England, Deutschland, Schweden, Italien – wieder. Das ist für sie zugleich ein Weltflug.

Wir fliegen nach Neuseeland und auf die Fidschi-Inseln – nach Honolulu und San Franzisko und Neuyork. Wie ich, so machen auch die jungen australischen Arbeitnehmer überall Station, sich mit der Landschaft und den Menschen dieser Länder vertraut zu machen. Wir fliegen dann weiter nach London und Frankfurt. Den Rückflug machen diese australischen Arbeitnehmer über Ägypten und Thailand.

Ein Sonderfall? Die australische Statistik sagt, daß die Australier, auf den Kopf der Bevölkerung errechnet, den höchsten Anteil der Europa- und damit Weltreisenden stellen. Die Statistik sagt klipp und klar, daß die Mehrheit dieser Besucher australische Arbeitnehmer sind.

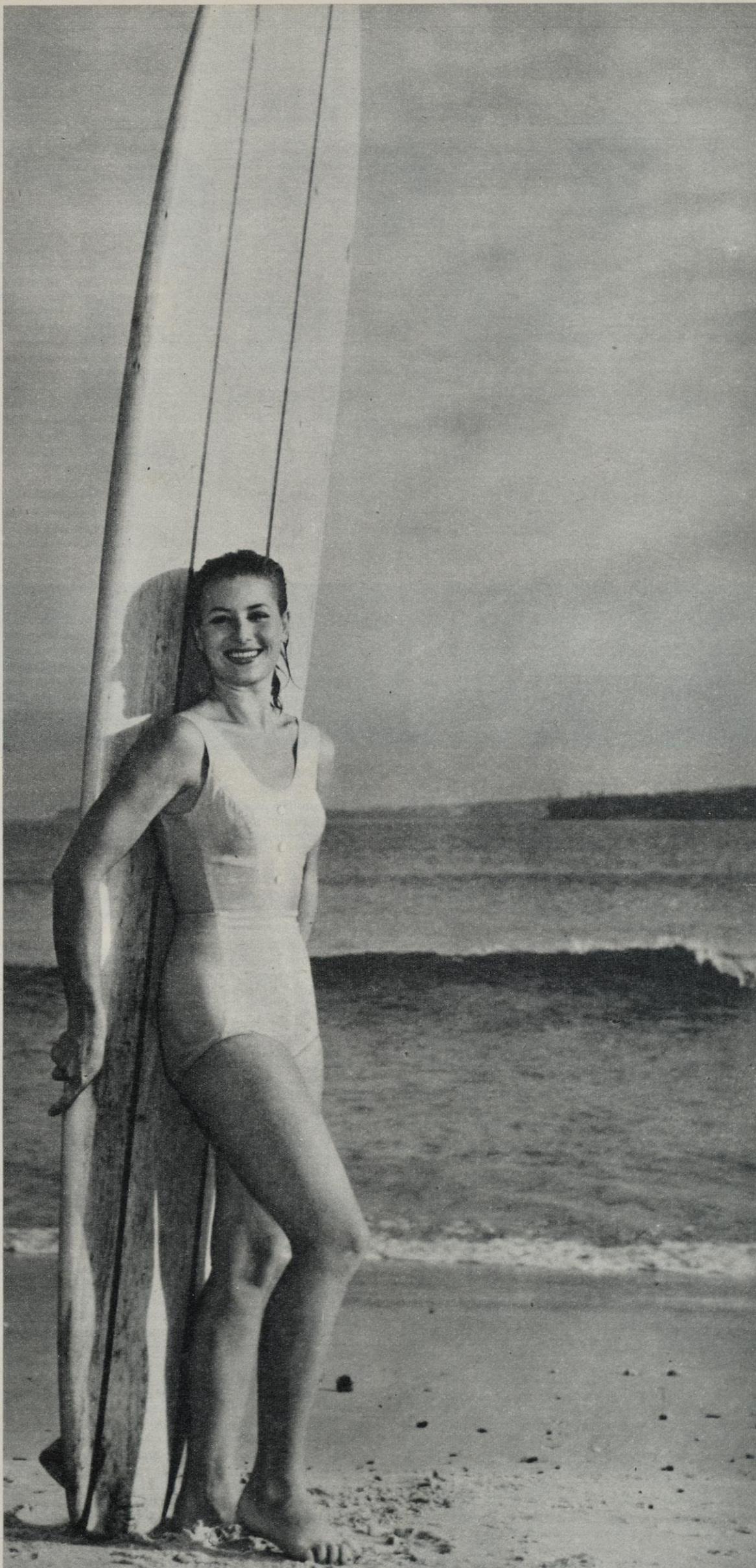
Sagt der junge deutsche Facharbeiter: „Wie hätte ich mir das jemals als Facharbeiter in der Bundesrepublik erlauben können?“

Das junge Australien hat eine große und gute Zukunft. Der Grund dafür ist höchst einfach: „Die Demokratie verpflichtet uns, alle Menschen an dem Reichtum unseres Landes teilhaben zu lassen.“

In Australien würden anmaßende Ministerialbürokraten, schlagende Verbindungen und großkotzige Manager elendig verkümmern.

Australien kennt keine Klassen – nur Menschen.

Der Typ der jungen Australierin. Das Land hat einen Männerüberschuß. Man bemüht sich sehr um die Einwanderung junger Europäerinnen.





Um den Platz an der Theke

Am 1. Februar 1960, 4.30 Uhr nachmittags, betraten vier Studenten der ersten Semester des Landwirtschaftlich-Technischen Colleges von Nord-Carolina einen Woolworth-Laden in Greensboro. Sie verlangten ein paar Schreibartikel, wurden bedient, bezahlten, setzten sich an die Theke, wo man Kaffee, Schokoladeneis, Eier mit Speck und Hamburgers bekommen kann, bestellten sich Kaffee, bekamen ihn nicht, blieben sitzen, lasen was und saßen noch an der Theke, als der Laden halb sechs Uhr schloß.

Mit dieser unsensationellen Szene begann, was man heute in Amerika die Sitzstreikbewegung der farbigen Studenten nennt. Ich vergaß natürlich zu erwähnen, daß es sich um vier Neger handelte, die da versuchten, eine Bresche in die geheiligten Gepflogenheiten des amerikanischen Südens zu schlagen. Zu diesen Gepflogenheiten gehört es, daß Farbige nicht neben Weißen essen. Um ganz genau zu sein: es ist nicht der Vorgang des Essens als solcher, der in den Augen der Weißen des Südens als anstößig gilt, sondern die Situation des Zu-Gast-Seins. Die Neger können vor all diesen rotbeschilderten Einheitspreisgeschäften auf südlichen Hauptstraßen ihren Wagen parken, sich an der Theke stehend Hamburger und Kaffee bestellen, den Einkauf in Tüte und Pappbecher hinaustragen und verzehren. Sie können sogar gleich an der Theke damit anfangen, denn das würde noch nicht die Fiktion beschädigen, daß der Neger ein Bediensteter ist, welcher für jemand anderen einkauft. Erst wenn er sich hinsetzt, wird aus dem fiktiven Bediensteten ein Gast mit den Vorrechten des Herrn. Das duldet die Kastengesellschaft des Südens nicht, obwohl sie ja sonst schon allerhand zu dulden sich hat angewöhnen müssen.

In einer Beschreibung der Situation in Nashville – Hauptstadt von Tennessee – steht folgendes: In Nashville besuchen weiße und farbige Schüler zusammen die Klassen der öffentlichen und privaten Schulen und die städtischen Colleges und Universitäten. In Nashville gibt es zwei farbige Stadtverordnete, eine Reihe Negerpolizisten, farbige Mitglieder des Schulrates und der Verkehrs- und Krankenhauskommission. In Nashville haben die Neger seit Jahren in den Hotels des Stadtzentrums an den Dinners der verschiedenen sozialen, kirchlichen und beruflichen Verbände mit gemischtrassiger Mitgliedschaft teilgenommen. In Nashville fahren weiße und farbige Passagiere auf den gleichen Omnibussen – wie es kommt, durcheinander und ohne Reibung. In Nashville werden die Neger als Kunden begrüßt in Läden der Stadtmitte, in denen sie siebeneinhalb Millionen Dollars je Jahr ausgeben. In zwei Warenhäusern werden ihnen Kleider beim Anprobieren höflichst angemessen, von Kopf bis Fuß und von der Haut an auswärts. Im Zentrum

von Nashville haben jedoch die Neger keine Gelegenheit, eine Mahlzeit zu sich zu nehmen. Sie sind willkommen als Kunden für die Ware; sie werden nicht bedient als Kunden für Mittagessen.

In verschiedenen Graden der Konsequenz verhält es sich so ähnlich überall. In den historischen Südstaaten – Mississippi ist das negative Extrem, Nord-Carolina das positive – und in einigen Staaten an der Grenze nach Norden muß man nach der offenen Diskriminierung lange suchen. Ohne Zweifel bläst der Wind des Wandels, von dem der britische Premierminister Macmillan in Südafrika sprach, in den Vereinigten Staaten auch ganz vernehmlich, doch scheint es den farbigen Studenten, daß dieser Wind sich sofort legt, wenn sie ihn nicht dauernd anzufachen helfen. Daß die Sitzstreiks ausgerechnet in dem liberalen Nord-Carolina begannen, hat schon seinen Grund. Dort waren die Weißen die ersten, die die Negerkinder auf weißen Schulen zuließen, womit sie den Buchstaben des Gesetzes erfüllten, daß ein Anfang gemacht werden müsse mit der Abschaffung rassengetrennter Schulen, aber bei dem Anfang blieb es, bei einem Dutzend Ehrennegerkindern sozusagen. Und die farbigen Studenten auf den zahlreichen Negerbildungsinstituten des Südens werden ungeduldig angesichts einer stagnierenden Entwicklung. Diese neue Generation will schneller voran als die ältere, die sich damit begnügt, den schneckenlangsamen Mahlgang der amerikanischen Gerichte für ihre Sache einzuspinnen.

Der Gegensatz zwischen jung und alt, zwischen politisch-moralischen Kampfmethoden und strikt juristischen kam deutlich zum Ausdruck auf einer Ostertagung in Raleigh, Nord-Carolina, wo sich zum ersten Male farbige Studentenführer aus zehn Südstaaten trafen, um den Fortgang dieser Bewegung zu planen, die spontan begann, wie Steppenfeuer um sich griff und bisher zu anderthalbtausend Verhaftungen und vielen Gefängnisstrafen führte. Die Tagung stand unter dem Präsidium des Pastors Louisidor King, der 1956 den Boykott der Omnibusgesellschaft in der Hauptstadt Alabamas organisierte. Er hat die Taktiken des bürgerlichen Ungehorsams auf die amerikanische Szene übertragen. Aber was Gandhi für Südafrika und später Indien ausdachte und erprobte, nimmt natürlich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und unter den Verhältnissen einer wohlhabenden, gebildeten Negergesellschaft etwas andere Formen an. Zunächst stellte sich heraus, daß die Studenten starke Zweifel an der bisherigen Führungsschicht der Neger-Emanzipation in Amerika äußerten. Die Nationalvereinigung zur Förderung der Farbigen wurde abschätzig „Schwarzer Bourgeois-Verein“ genannt, und die

saftigen Honorare, die der Negeranwalt für seine Rechtshilfe nimmt, waren Gegenstand des Spotts.

Die jungen Leute lehnen gefühlsmäßig die legalistische Methode ab. Sie wollen keinen Rechtsbeistand und niemanden, der Kaution für sie hinterlegt. Die Heißsporne wollen Hymnen aus der „Grünen Minna“ erschallen lassen und die Gefängnisse des Südens überfüllen. Sie wollen Märtyrer werden, Kerntuppen im Kampf um völlige sofortige Gleichberechtigung überall. Sie wollen auf keinen Fall ihre Sache abgleiten lassen in das, was sie als den Morast juristischer Spitzfindigkeiten empfinden. Und vielleicht rät ihnen das ein ganz gesunder Instinkt.

Gemäß einem Spruch des Bundesgerichtes in Baltimore vom 16. Februar 1960 hat ein Restaurant das Recht, sich seine Kunden auszusuchen, und als Prinzip für die Auswahl kann es die Hautfarbe nehmen, wenn es das so will. Ob sich gegen das geheiligte Recht des Privatmannes, auf seinem Besitz als Gast zu begrüßen, wen er will, der Hinweis auf die Demonstrationsfreiheit behauptet, das ist eine ganz offene Frage. Die Studenten fühlen sich jedenfalls auf sicherem Grunde, wenn sie auf ihr moralisches Recht pochen und es durch Sitzstreiks vor den Theken, durch Bibellesen und Goethe-Zitate und geduldiges Schweigen bei Beschimpfungen dramatisieren. Bisher hat ihr Protest keine große Bresche geschlagen, aber doch ein paar kleine. Hier und da in verstreuten Städten werden nun auch sitzende Neger bedient. Anderwärts hat man die Stühle weggenommen – für Weiße und Farbige gleichermaßen. Es war nicht nur die Moral, die dazu überredete, sondern auch der immerhin schon beträchtliche Druck, den die Negergesellschaft ausüben kann auf den weißen Kaufmann, wenn sie seine Geschäfte boykottiert, und es ist die Suche des Südens nach neuen Industrien, die der farbigen Sache einen dauernden Anstoß gibt. Firmen aus dem Norden wollen nicht in Gemeinden mit schlechten Rassebeziehungen ziehen. Man hat das an Little Rock in Arkansas bemerkt. Doch sollen diese Einzelerfolge jetzt und die noch zu erwartenden nicht darüber täuschen, daß die herrschende weiße Schicht des Südens im allgemeinen keine andere Antwort hat auf diese Bewegung der jungen Neger, als nach der Polizei zu rufen oder ein Auge zuzudrücken, wenn der weiße Mob sich versammelt. Noch immer hat der Süden keine andere Antwort auf die Gewaltlosigkeit als die der Gewalt.

Peter von Zahn

Otto Freundlich

Ein großer Künstler und edler Mensch wird wiederentdeckt

Während Franz Marc heute zu den populärsten Künstlern gehört und seine Werke zumindest in Kunstdrucken und Postkarten weit verbreitet sind, weiß man von Otto Freundlich wenig, so gut wie nichts. Dabei sind beide von hoher Qualität und in mancher Beziehung sogar verwandt. Freundlich, der politisch auf der Seite der Linken stand und der Novembergruppe 1919 angehörte, ist ähnlich wie Franz Marc „von der Sehnsucht nach einer neuen Form menschlichen Zusammenlebens erfüllt“, und seine Epoche erschien ihm als „Wendepunkt der Geschichte und als Abschluß eines ganzen Zeitalters“. Und liest man manches Wort von ihm, der sich auch als Schriftsteller betätigt hat, so muß man ebenfalls an Marc denken, etwa:

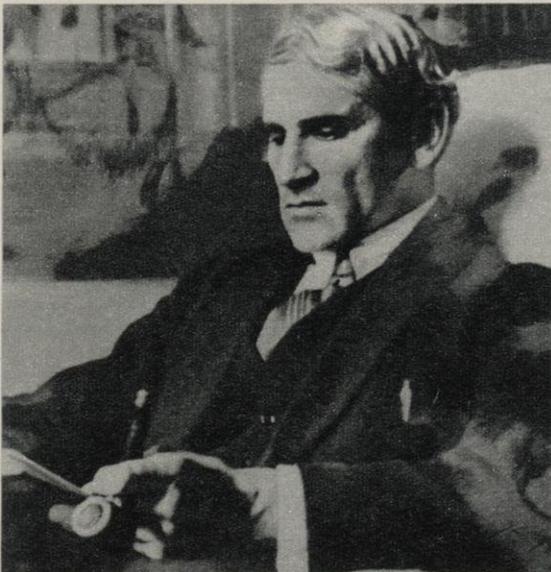
„... Der Künstler zeigt wie ein Barometer alle Veränderungen an. Er fühlt sie in seinem Schaffen und in seinen Gedanken voraus, noch ehe sie in der Welt Wirklichkeit gewonnen haben. Dort, wo er sich ganz allmählich, aber völlig von den als allgemein gültig hingestellten Formen und Wahrheiten löst, vollzieht er den Willen einer neuen Wirklichkeit...“ Oder:

„... Unserer Zeit blieb es vorbehalten, dem Menschen zum erstenmal die ganze Erde zu erschließen, und dadurch wird sie die Sehnsucht und das Fernweh in etwas anderes umwandeln, das sicherlich weitaus größer ist...“ Oder:

„... Haben wir das Erlebnis des universellen Raumes und mit ihm die Vorstellung des ganzen Erdkörpers, so ist dies Erlebnis gleichzeitig der Komplex von Bewegtheiten, kosmischen Bewegtheiten... Der Mensch ist in seiner Form ein Bruder des Kosmos...“ (1928)

Als Maler hat Otto Freundlich, der Pommer – so möchte man meinen –, das Werk des Bayern Marc weitergeführt, nicht etwa, daß er selbst Tiere malte, jene bekannten gelben, roten oder blauen Pferde, sondern indem er die von Marc begonnenen abstrakten Formen in seinen leuchtenden geometrischen Kompositionen vollendet hat.

Franz Marc ist das Opfer des ersten Weltkrieges: Er fiel 1916, erst 36jährig, an der Westfront. Otto Freundlich, der um zwei Jahre ältere, wurde im zweiten Weltkrieg in einem Konzentra-

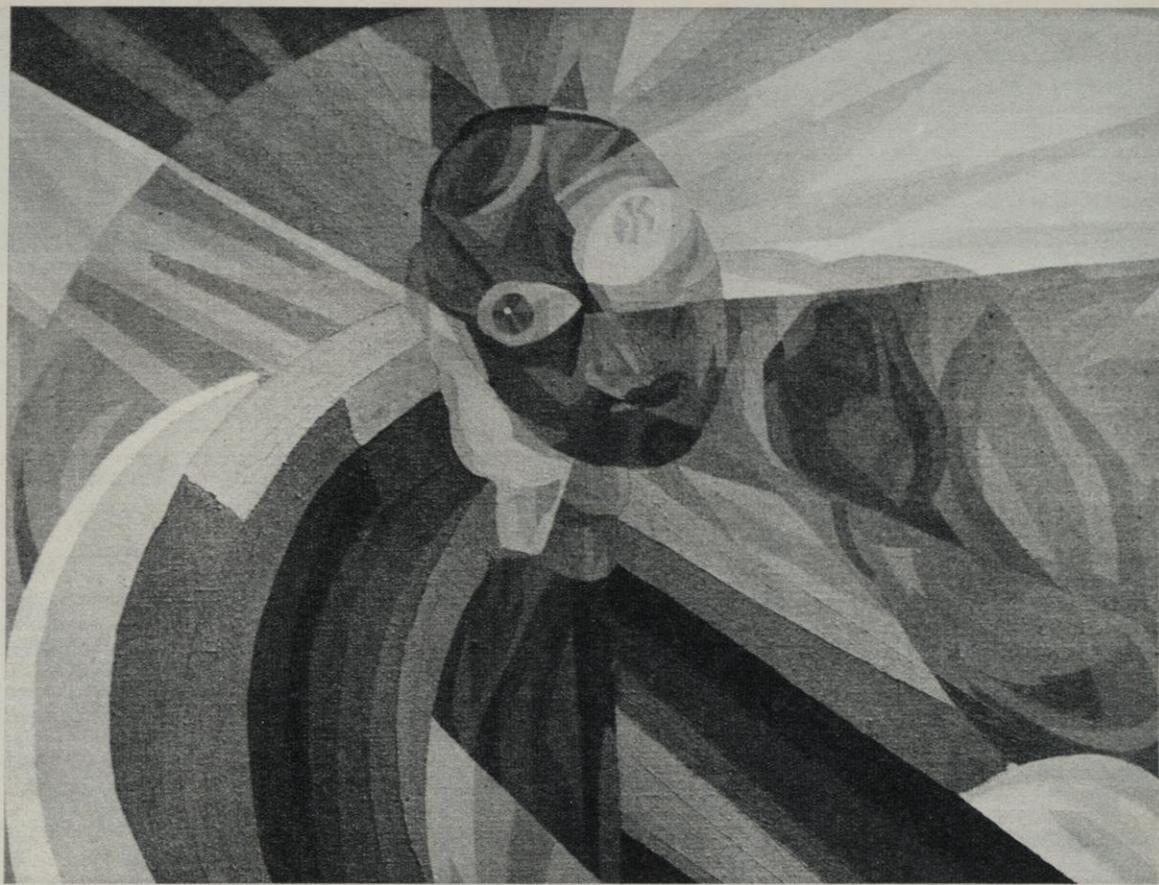


Otto Freundlich in Paris (1925)

tionslager im Osten von den Nazis umgebracht. Auf dem Friedhof von Auvers-sur-Oise, wenige Schritte vom Grab der Brüder Teo und Vincent van Gogh, haben ihm französische Freunde einen Gedenkstein errichtet; aber wo die sterblichen Überreste dieses großen Künstlers und edlen Menschen liegen, weiß niemand.

„Ein Brief einer französischen Krankenschwester bezeugt in erschütternden Worten, daß er die überlegene menschliche Haltung, die seine Freunde so sehr an ihm zu rühmen wissen, auch im äußersten Elend bewahrte“, schreibt der Verfasser der Monographie „Otto Freundlich“, der Kunsthistoriker Dr. Günter Aust.

Und plötzlich ersteht wieder die schreckliche Zeit vor uns, jene zwölf Jahre der Verfolgung von freiheitlich Gesinnten, von politisch anders Denkenden, wir werden an die seelische und physische Ruinierung von Menschen erinnert, die dem Diktator „aus rassischen Gründen“ nicht genehm waren, erleben die Zeit des Arbeits- und Ausstellungsverbotes für alle Künstler, deren Stil nicht ins braune Programm paßte. Otto Freundlich „paßte“ in doppelter Hinsicht nicht ins Tausendjährige Reich: der Künstler war Jude, und seine Malereien und



„Die Mutter“ (Ausschnitt), 1921, Öl auf Leinwand

Plastiken stellten „nichts“ dar, d.h. als gegenstandslose Werke waren sie für die Verherrlichung des Regimes nicht zu gebrauchen. 1937 figurierte dieser Künstler daher auch in der Wanderausstellung „Entartete Kunst“, ja er war sogar eine zentrale Gestalt dieser kunstpolitischen Schau. Auf der Umschlagseite trug der Katalog eine Abbildung seiner monumentalen Plastik, und Skribenten setzten sein neue Formen suchendes Bildwerk gegen einen „männlichen deutschen“ Kopf irgendeines mittelmäßigen Bildhauers, der über einen wohlgemeinten Naturabklatsch nicht hinausgekommen war.

Im Laufe der Geschichte hat sich mancher künstlerische Maßstab verschoben; dafür gibt es genügend Beispiele. Gotische Bauwerke wurden zeitweilig als barbarisch abgetan und impressionistische Bilder in den ersten Ausstellungen verlacht. Über die Leere der „heldischen“ Gipsfiguren eines Arno Breker besteht heute kein Zweifel mehr, während die Kunst Otto Freundlichs immer mehr an Bedeutung gewinnt. Diese Fehlurteile mögen bedauerlich sein, aber sie sind menschlich, natürlich. Keineswegs menschlich, sondern teuflisch ist jedoch die Tatsache, daß man eine Kunst, die man nicht versteht oder die einem nicht ins Konzept paßt, offiziell verbieten ließ und daß die Menschen, die solche Kunst schufen, einfach verfolgt, ja liquidiert wurden. Wie erschreckend die Mißachtung des Menschen und der Freiheit!

Otto Freundlich war eines der vielen Opfer. Er wurde verfolgt und emigrierte – wurde gefaßt, interniert und wieder freigelassen – floh in die Pyrenäen und wurde wieder verhaftet, durch Frankreich und Deutschland nach Polen geschleppt – und dort ausgelöscht. Welch grausames Katz- und Mausspiel mit einem Menschen, der nur seinen Idealen, seiner Kunst lebte!

Dr. Andreas Becker schildert 1952 in einer kleinen Schrift die hoffnungsvolle künstlerische und politische Situation vor 1933 und geht dabei auf die Persönlichkeit seines Freundes, Otto Freundlich, ein; man merkt es dem Autor an, wie stark er von der „edelsten und bezwingenden Menschlichkeit“ dieses abstrakten Malers und Bildhauers, dieses „grundgütigen Menschen“ angetan ist. Und wir lesen weiter: „... In Köln hat sich übrigens wie durch ein Wunder durch alle Kriegswirren hindurch ein zwei mal drei Meter großes Mosaikbild von Freundlich, das er in den Jahren 1918–1919 für das Haus des bekannten Sammlers Josef Feinhals geschaffen hat, erhalten. Ich bin sicher, hier im Namen aller Kunstfreunde zu sprechen, wenn ich der Hoffnung Ausdruck gebe, daß die Stadt Köln sich dieser bedeutenden Schöpfung annehmen und ihr einen gebührenden Platz in einem ihrer öffentlichen Gebäude einräumen wird. Damit würde nicht nur ein bedeutendes Kunstwerk vor dem Verderben bewahrt, sondern auch eine Dankespflicht einem der Wegbereiter der modernen Kunst erfüllt...“ Inzwischen ist dieses Wandbild im Kölner Großen Haus der Städtischen Bühnen angebracht worden, und jeder kann es bewundern. Im übrigen hat Dr. Becker den Künstler 1931 zum erstenmal in Köln herausgebracht, die einzige Ausstellung Freundlichs in Deutschland – bis 1960. In diesem Jahr hat man endlich wieder etwas für diesen bei uns so wenig bekannten Maler getan: Im Wallraf-Richartz-Museum wurde eine begeisterte Ausstellung zusammengestellt, und der Veranstalter dieser Schau, Dr. Günter Aust, veröffentlichte im Verlag M. DuMont Schauberg die obengenannte Monographie.

Im Museum konnte man vor nahezu 100 Werken den Weg des Bildhauers Freundlich erleben: von der „Stehenden Maske“, die man noch in die Nähe Rodins rücken kann, und dem Selbstbildnis (1909), das auf der diesjährigen Ausstellung der

Ruhfestspiele gezeigt wurde, bis zu der gegenstandslosen Monumentalplastik „Der Aufstieg“ (1929), deren Transport – da sie nur in Gips ausgeführt ist – von Paris nach hier zu riskant erschien und sie daher nur im Foto zu sehen war. Ähnlich – vom Gegenstand zum Absoluten – entfaltet sich auch der Maler und Graphiker: von dem großformatigen Bild „Die Mutter“ zu den „Lichtkreisen“, dem „Kosmischen Auge“, dem „Sphärischen Körper“ und schließlich zu den strahlenden Kompositionen in Blau oder Braun, in Komplementärkontrasten oder in buntem Farbenspiel. Vor diesen Ölbildern, Pastellen und Gouachen erinnert man sich der herrlichen Glasfenster in mittelalterlichen Kirchen, z.B. in Chartres, wo Freundlich einige Zeit gelebt hat, oder in der Pariser Saint-Chapelle, und der Übergang zu der eigentlichen Glasmalerei dieses Künstlers ergibt sich wie von selbst.

In der Monographie geht der Autor auf das Leben, Wesen und Werk Freundlichs in feinsinniger Art ein, mit einer klaren, für jeden verständlichen Sprache (auf 44 Textseiten). 60 Abbildungen – vier davon in bezaubernden Farben – illustrieren das Gesagte, so daß auch jene Kunstliebhaber, die die Ausstellung nicht sehen konnten, ein einprägsames Bild vom Künstler und Menschen Freundlich erhalten.

Günter Ott

Holzchnitt von Otto Freundlich



Die Geschichtsstunde

Von Paul Schallück

Illustrationen: Reinhold Meier



Beileibenicht begann den Dichter Heinrich Heine, einen Verbotenen, zu behandeln. Siegfried wollte schon aufbrausen, als nur der Name dieses „liberal-jüdischen Intellektuellen“ mit artistischer Hervorhebung so ausgesprochen wurde, daß unentschieden blieb, ob sie Hochachtung oder zeitgemäße Mißbilligung ausdrücken sollte. Der Name eines „den Volksgeisteströmungen und dem Heimatlich-Stammestümlichen entwurzelten, die volkshaftereigenen Kräfte der Landschaft besudelnden jüdischen Asphaltliteraten“. Aber Beileibenicht enttäuschte Siegfrieds heißhungrige Wachsamkeit. Nachdem der Name gebührend lange im Raum gestanden hatte, las er mit einstudierter Selbstverständlichkeit aus einer Literaturgeschichte vor:

„Der Anreger des jungen Deutschlands, der gute Heinrich – Verzeihung – der Jude Heinrich Heine, hat durch seine das deutsche Volkslied plündernde Lyrik der Romantik das Grab bereitet. Sein Schlagwort hieß: Emanzipation oder Rehabilitierung des Fleisches, weiterhin Emanzipation der Frau. Emanzipation des Menschen: Freiheit des Subjekts, Loslösung vom alten Glauben, politische und wirtschaftliche Freiheit und so weiter. Der frappierende Stil – bitte um Entschuldigung –, der papierne Stil dieser vom jüdischen Feuillettonismus beherrschten Richtung hat keinerlei dauernde Kunstwerke hervorgebracht.“ Siegfried war mit dieser Wendung ins Zeitgerecht-Verfemende einverstanden. Jedemfalls kritzelte er emsig in seine Kladde, was da vorn Hetzerisches diktirt wurde. Dann schrieb Beileibenicht ein Gedicht an die Tafel, vorgehend, er müsse uns nun den papiernen Stil demonstrieren, das Gedicht „Nachtgedanken“, das mit dem Vers beginnt:
Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht.

In solch zweideutigen Spielen hatte uns Beileibenicht nach und nach bekannt gemacht mit allen vom Regime verfemten Dichtern deutscher und gelegentlich auch fremder Zunge. Er zitierte sie, er nannte ihre Werke, erzählte deren Inhalt, analysierte die Form und interpretierte ihre geistigen Wesenheiten, die ja genau das Gegenteil von dem ausdrückten,

was die Propagandaposaunen der gegenwärtigen Heilsbotschaft verkündeten. Er warf in seiner gerundeten Schrift Prosastellen und Gedichte an die Tafel und empfahl uns, die Zitate in unseren Heften aufzubewahren. Nachdem wir Bekanntschaft oder gar Freundschaft geschlossen hatten mit den Verfemten, fiel Beileibenicht über die so Vorgestellten her mit den vorgekauften Verdammungsphrasen. Dabei verließ er gewöhnlich das Pult und marschierte, die Sätze mit paradeähnlichen Stechschritten taktierend, vor der Klasse auf und ab. Er sprach aber, tönte die verurteilenden Dummheiten so arrogant, so pathetisch aufgeblasen, daß wir uns aufgefordert fühlten, Bleistift und Federhalter abzulegen und seinem Parade-schritt mit chorischen Kopfbewegungen zu folgen.

Anfangs schrieb auch Siegfried die Verse Heinrich Heines in sein Heft. Dann aber wurde er unruhig, blickte auf, überlegte, kaute am Zeigefinger, trommelte und sagte schließlich: Wozu eigentlich sollen wir uns diesen Dreck abschreiben?

Beileibenicht belehrte ihn geduldig, daß man sich nur vor dem zu bewahren vermöchte, was man kenne, und daß wir um so weniger diesen verderbenden, volksfremden Einflüssen er-lägen, je besser wir die Machwerke im Kopfe hätten.

Er schmunzelte dabei, blinzelte unvorsichtig und kniff ein Auge zu. Und hinter mir begann jemand zu kichern, neben mir begann jemand zu feixen. Diese Vergnüglichkeit war gefährlich. Sie mußte Siegfried beleidigen. Ich sah, wie er den Kopf hin und her drehte und Erklärungen suchte.

Was soll das!, schrie er. Es war der zeternde Befehlsschrei eines Mannschaftsführers, der sich von seinen Leuten nicht ernst genommen weiß. Idioten! Blödes Volk! Was wird hier eigentlich gespielt, Herr Studienrat? Sagen Sie mir sofort, warum Sie uns dies jüdische Dreckzeug einpauken. Das müßte man mal...

Sondermann, ich habe es Ihnen soeben auseinandergesetzt. Sperren Sie gefälligst Ihre

Ohren auf. Ich kann nicht jeden Satz wiederholen!

Werde darüber mal mit meinem Bannführer sprechen!

Bitte, laden Sie Ihren Führer zu uns ein, damit wir uns gemeinsam über diesen strittigen Punkt unterhalten.

Befehlen Sie mir, den Mist von der Tafel abzuschreiben?

Befehlen –? Wenn Sie einfältig und unwissend bleiben wollen, Sondermann, bitte. Aber machen Sie mich nicht verantwortlich, sollten Sie eines Tages nach den zersetzenden Elementen in unserer Literatur gefragt werden und dann keine präzisen Antworten geben können. Sagen Sie dann nicht, unser Deutschlehrer hat uns nicht aufgeklärt.

Lächerlich! Ich weiß selbst, was schädlich ist. Vielleicht besser wie Sie.

Als, Sondermann, besser als – Komperativ. Woher nehmen Sie nur den Mut, sich in Un-

gezogenheiten hineinzusteigern, wenn Sie nicht einmal die Steigerungen beherrschen? Sie machen doch nur in Gesinnung, Sie mit Ihrem geschwollenen Gerede. Aufgebracht plötzlich, zornig schlug Beileibenicht mit der flachen Hand auf die Pultplatte.

Ich verbitte mir diesen lümmelhaften Ton, Sondermann! Lernen Sie das etwa in Ihren Führungskursen? Ich werde Sie ins Klassenbuch eintragen wegen frechen Benehmens.

Er schnaufte, öffnete ein Fenster und blickte hinaus in das starke Grün der Platanenkronen. Er rieb sich die Stirn und wandte sich wieder der Klasse zu.

Wir fahren fort. Ich diktiere Ihnen jetzt ein anderes Gedicht. Er stand auf. Aber er ging nicht zur Tafel, wie er es bei den „Nachtgedanken“ getan hatte, er zitierte vielmehr in übertrieben feierlichem Ton:

Wir wissen, daß dein Werk gelingt,
Weil Gott dein Herz erhellt,
Aus diesem Sieg des Friedens dringt
Die Freiheit aller Welt.



Der Rat der Großmutter

Von Dr. Ralph Th. Bunche
(Friedensnobelpreisträger)



Professor Bunche, dessen Großvater noch Negersklave war, hat sich eingehend mit rassenpolitischen Fragen befaßt. Er ist Stellvertreter von Hammarskjöld, dem Generalsekretär der UNO. Das Waffenstillstandsabkommen, das den jüdisch-arabischen Konflikt im März 1949 beendete, ist sein Werk. 1950 erhielt Bunche den Friedensnobelpreis. Inmitten der turbulenten Wirren im Kongo hat er dem Weltfrieden erneut einen großen Dienst erwiesen. Unser Foto zeigt ihn mit Frau und Kind.

Siegfrieds Gesicht verwandelte sich in eine reife Tomate, bis unters Haar rötete es sich. Gereckten Halses rief er über seine Vordermänner hinweg: Blödsinn! Das ist ja ein noch viel größerer Quatsch! Typisch jüdisches Produkt. „Weil Gott dein Herz erhellt...!“ Wenn Sie nicht aufhören, uns mit humanitären Gefühlsduseleien zu langweilen, werde ich die Gestapo... Bei dieser Abkürzung fuhr Beileibenicht zusammen. Er ließ Siegfried nicht austoben:

Schau an! Humanitäre Gefühlsduselei nennt der Herr diese Verse? Typisch jüdisches Produkt?

Unverschämtheit so was, überhaupt das Wort Gott in den Mund zu nehmen! Jüdische Unverschämtheit!

Sehr interessant, Herr Sondermann, sehr lehrreich für uns alle und vermutlich für viele andere mehr. Wenn ich von dem Gebrauch machen wollte, was Sie soeben von sich gegeben haben, dann könnten Sie Ihre schöne Uniform ausziehen. Ist Ihnen denn wirklich nicht aufgefallen, daß ich das Gedicht Gerhart Schumanns, eines unserer begabtesten nationalsozialistischen Nachwuchsdichters, zitiert habe? Und daß ich es tat, um den fast schon weltweiten Unterschied zu den Versen Heines zu beleuchten? Das Gedicht eines jungen Dichters, der mehr als wir alle hier bewiesen hat, daß er die Zeichen der großen, geschichtlichen Stunde begreift und sich um seinen Führerscharen muß, der gen Ostland reitet und mit Leib und Leben eine unübersteigbare Barriere gegen die herandrängenden Slawenhorden bildet.

Schon eine Weile rumorte Lachen in ferner Tiefe, nun spülte es hoch, bei dem Dichter, der sich um seinen Führer schart.

Ruhe! Ruhe!, sagte Beileibenicht. Aber wir lachten weiter, bis er aufstand und uns einzuschüchtern begann und Ruhe! befahl.

Siegfried war bleich geworden. Sein Zorn zitterte, als er leicht stotternd sagte:

Warum haben Sie uns das nicht schon vorher...?

Würden Sie den Unterricht nicht dauernd stören, hätten Sie es früh genug erfahren. Jüdische Unverschämtheit nannten Sie die Verse, habe ich recht verstanden?

Rasend packte Siegfried seine Sachen zusammen und rannte zur Tür. Vor ihm aber war Herbert Ladegast dort, ein breitschultriger Wächter. Siegfried, der Direktorensohn, wollte sich an ihm vorbeidrücken, Herbert beiseite schieben. Aber er unterschätzte die Standfestigkeit unseres Klassenhaupteins. Er kam an ihm nicht vorbei, und Herbert beobachtete fast teilnahmslos, wie der Wütende sich duckte, dann zu einem Sprung die Muskeln spannte, aber nicht springen konnte, weil er schon im Ansatz hinterrücks gefaßt wurde. Mehrere Hände packten hart zu, krallten sich in seine Hose, rissen ihn zurück. Die Hose rutschte, gab weißes Unterzeug frei, und Siegfrieds verzerrtes Gesicht schrie:

Loslassen! Feiglinge! Alle gegen einen! Peter, Alfons! Warum helft ihr nicht! Feiglinge! Loslassen!

Beileibenicht hatte der Bezwungung erst belustigt, dann aber besorgt zugesehen und sagte nun: Schluß da! Er lief zur Tür, faßte Siegfried bei der Schulter, befreite ihn aus den Fängen, zog schamhaft an seiner Hose und sagte:

Schämt ihr euch nicht? Alle gegen einen. Ich habe Sie für mutiger gehalten. Aber Sie, Sondermann, seien Sie doch vernünftig. Was hoffen Sie damit zu erreichen? Er führte den Gedeimigten sanft zu seinem Platz zurück. Das werden Sie mir büßen, brummte Siegfried. Und Beileibenicht sagte: Das alles könnte schlecht für Sie ausfallen, wenn ich darüber in der Lehrerkonferenz berichtete.

(Eine zentrale Gestalt des Romans „Engelbert Reineke“, der im S. Fischer-Verlag erschien, ist Dr. Leopold Reineke, dem seine Schüler den Spitznamen Beileibenicht gegeben haben.)

Nett, aber harmlos

Eine Uraufführung beschloß die
Ruhfestspiele

Auf Kleiderpuppen hängen die Kostüme der großen Akteure des Welttheaters. Einer, der auf Rollen aus ist, probiert sie durch, und wenn er Cäsars Worte von den wohlbeleibten Männern spricht oder den Alten Fritz mit Gichtbeinen und Krückstock markiert, dudelt eine Klarinette auf passende Weise, und das Publikum hat sein Vergnügen. Nachher, wenn der Schauspieler das ihm Zusagende gefunden hat und abwechselnd als Napoleon und Ludwig XVIII. auftritt, wird es Szene für Szene langweiliger. Immerhin gibt es zwischen einem Empereur, dem es gar nicht um Frankreichs Größe, sondern um die effektvolle Rolle geht, und einem jungen Offizier, der partout für seinen Kaiser sterben will, einen witzigen Dialog, und noch häufiger gibt es ihn zwischen dem 18. Ludwig, der den praktischen Menschenverstand des Sein-Huhn-im-Topf-haben-Wollenden Franzosen vertritt und besagtem jungen Mann. Fouché als Intrigant vom Dienst würzt das Spielchen mit Zynismen. Peter Moosbacher macht das glänzend mit mürrischer Dienstmiene. O. E. ist als Ludwig im genau richtigen Kostüm und als Napoleon im beinahe richtigen. Der brave Leutnant, der ad absurdum zu führen hat, was Anouilh, der Erfinder dieses Spielchens, uns früher als todessehnsüchtige Jugend tragisch präsentierte, gewann dank Gundolf Willer alle Sympathien.

Wenn Willy Schmidt diese „Majestäten“ nicht so hübsch kostümiert und mit leichter Hand geführt hätte, und wenn es dem Berliner Renaissance-Theater nicht gelungen wäre, das Stück so ausgezeichnet zu besetzen, wäre die Abschlußgabe der diesjährigen Ruhfestspiele womöglich als etwas zu bescheiden empfunden worden. So aber sagte man nach dieser Uraufführung: harmlos aber nett.

Cato

Wir Neger müssen große Realisten sein. Die Straße, die wir zu gehen haben, liegt klar vor uns. Dennoch sind die Aussichten nicht immer rosig. Unsere Abstammung bereitet uns manche schmerzhaft Enttäuschung. Aber wir sind alle Amerikaner in einer wenigstens im Grundsatz demokratischen amerikanischen Gesellschaft. Diese Gesellschaft ist eine Wettbewerbsgesellschaft. Das ist auch für die weißen Amerikaner eine oft harte Tatsache. Für uns ist sie noch härter. Um sein Ziel zu erreichen, braucht der Neger Ausdauer, feste Entschlußkraft und Zähigkeit. Er muß sich darauf vorbereiten, ein Leben voll harter Arbeit zu führen. Er darf niemals nachlassen. Er kann niemals zu gut vorbereitet sein und niemals zuviel gelernt haben. Von einem Grundsatz darf er niemals abweichen: Alles andere als völlige Gleichberechtigung ist zu wenig. Wenn er von diesem Grundsatz abweicht und Kompromisse schließt, ist er so gut wie tot. Er muß sich darüber klarwerden, daß er und seine Rasse ihr Ziel nicht erreicht haben, solange es noch notwendig ist, darauf hinzuweisen, daß „X“ oder „Y“ die ersten Neger waren, die dies oder das erreicht haben, und solange Bildung bei einem Neger vom breiten Publikum nicht als eine selbstverständliche Tatsache angenommen wird.

Das hört sich hart an, aber das ist das wahre Ziel. Die Straße der Neger ist kein Weg für Schwächlinge. Wer die Courage, die Entschlußkraft und die Ausdauer nicht aufbringt, diesen Weg zu gehen, findet vielleicht Trost in dem brauchbaren Alibi, daß man ihm aus rassistischen Gründen zu viele Hindernisse in den Weg gelegt habe. Und es wird ihm nicht an Beweisen mangeln.

Aber eine Gemeinschaft von Menschen kann ein Alibi, wie glaubhaft es immer sein mag,

nicht als Grundlage für ihre Lebensphilosophie nehmen.

Meine eigene Philosophie über diese Dinge ist ganz einfach: Was immer die Mühe lohnt, ist auch wert angestrebt, erkämpft, erarbeitet zu werden.

In der amerikanischen Gesellschaft heißt harte Arbeit der „Schlüssel zum Erfolg“. „Harte Arbeit“ – das ist die Wahrheit für die weißen Amerikaner. Das ist noch mehr die Wahrheit für die schwarzen. Wenige Amerikaner, gleich welcher Rasse oder welchen Blutes, haben den Aufstieg leichtgefunden.

Aber eben weil für uns Neger in Amerika nichts leicht ist, ist vielleicht auch nichts unmöglich. Die Rassenschranken sind ziemlich stabil, aber sie können überstiegen werden. In der Tat, die ganze Geschichte der Neger in diesem Lande ist eine Geschichte des ständigen rastlosen Bemühens, diese Barrieren zu überwinden. Ich glaube nicht, daß der Neger in Amerika dieses Bemühen eher aufgeben wird, als bis er das Ziel der völligen und unbezweifelten Gleichberechtigung erreicht hat.

In meinem persönlichen Kampf gegen die Rassenschranken bin ich immer wieder gestärkt worden durch einen philosophischen Rat, den mir meine Großmutter, die Mutter meiner Mutter, gegeben hat. Sie war eine winzige Frau, aber eine Persönlichkeit von großer Willensstärke, hoher Moral und starkem Verstand. Wir nannten sie „Nan“, und sie war sozusagen der Chef unseres Familienclans. Sie stammte aus Texas und heiratete in Indiana. Mein Großvater starb früh und ließ sie mit fünf kleinen Kindern zurück.

Nan war die harte Straße gegangen. Aber sie

hat nie nachgegeben und sich nie gebeugt. Ihre Belehrungen für die Kinder ihres Clans begann sie schon in deren frühestem Alter. Ihre Weisheit war schlicht und wertbeständig. Unsere Farbe, sagte sie, hat nichts mit unserem Wert zu tun. Im Grunde sind wir ebenso gut wie andere Leute. Was einer wert ist, läßt sich nicht an seiner Hautfarbe, sondern nur aus seinem Herzen und aus seinem Verstand ablesen. Und das ist etwas, was jeder Mensch durch eigene Anstrengung kontrollieren kann. Das Recht, von jedermann als gleichberechtigt behandelt zu werden, haben wir von Geburt an. Gestatte niemandem, dich jemals anders als gleichberechtigt zu behandeln. Denn nichts ist so wichtig wie die Aufrechterhaltung der Selbstachtung.

Sie erzählte uns schon früh, welche Steine wir auf unserem Weg finden würden und daß sie unvermeidlich wären. Aber nur Weichlinge gäben beim Anblick von Hindernissen auf. Setz dir ein Ziel und versuche, es allen Schwierigkeiten zum Trotz zu erreichen. Sei immer ehrlich zu dir selbst und der Welt gegenüber. Schließ' keine Kompromisse gegen das, was du als Recht erkannt hast. Such keinen Streit, aber weiche auch keinem aus, wenn es um Prinzipien geht. Sei niemals mit einem Ziel zufrieden, für das du nicht alle deine Kräfte einsetzen mußt. Halt immer den Kopf hoch.

Nanas Rat ist heute so gut wie zur Zeit meiner Kindheit. Ich glaube, daß die Welt, nach der wir uns alle sehnen, gegenwärtig durchaus erreichbar ist. Es ist die Welt, um die sich die Vereinten Nationen unablässig bemühen, die Welt des Friedens, die Welt der praktischen Toleranz, der freundlichen Nachbarschaft. Die Welt, in der alle Menschen ihren Weg gleichberechtigt und mit Würde gehen.

Atome sollen dem Frieden dienen

Die Konzentration der Atomnaturwissenschaft bei Jülich (Rheinland)

Von Christian Schmitz-Rheinfeld

Etwa 40 Kilometer vom Rhein entfernt, in Richtung belgische Grenze, nähert sich das modernste Atomforschungszentrum der Welt seiner Vollendung. Bevor wir Planung und Bauausführung schildern, seien dem Atom an sich einige Erklärungen gewidmet.

Das Atom - ein Planet der Materie

Die Chemiker sagen, unsere Erde besteht aus 92 Grundelementen, die rein oder in zahlreichen gegenseitigen Verbindungen vorhanden sind. Für den Gebrauch der Elemente in der Technik sind sie im Periodischen System nach Gewicht und Gruppen geordnet. Mit den bisherigen mechanischen Methoden konnte man ein Element, wie Blei, nur zerbrechen, zerreißen, zerstoßen, zerstampfen, zu feinstem Staub machen. Diese kleinsten noch sichtbaren und meßbaren Teilchen heißen Moleküle. Wissenschaftlicher Scharfsinn hat nun bewiesen, daß ein Molekül nicht der Weisheit letzter Schluß ist. Es setzt sich aus noch kleineren Teilchen, aus Milliarden von Atomen, zusammen. Der Durchmesser eines Atoms erreicht kaum ein milliardstel Millimeter und hat astronomische Nullenzahlen hinter dem Komma der ganzen Zahl. Mit dieser Entdeckung ist das Wunder dieses Pünktchen „Nichts“ noch nicht zu Ende. Es verkörpert wie das Sonnensystem im Weltall ein ungeheuer winziges Planetensystem seltsamster Art. Um einen Kern bewegen sich ellipsenförmig, kranz- oder hüllenartig negative Elektronen. Der Kern selbst ist gebildet aus positiven Protonen und unempfindlichen Neutronen. Gelingt es, dieses System elektromagnetischer Festigkeit zu sprengen, so werden ungeheure Mengen an Licht- und Wärme-Energien frei. Kernphysiker haben darum den Gedanken der Beschießung des Atomkerns in die Wirklichkeit umgesetzt und bei den schweren Elementen, wie Uran, verblüffende Erfolge erzielt. Bei der Kernspaltung entstehen riesige Temperaturen, wie sie sonst nur in der Sonne und in den Sternen aus nuklearer (Kern) Veränderung existieren. In Bomben gefüllt, kann Atomenergie zur Vernichtung der Menschheit führen. Um jedoch die Kernkräfte vielseitiger friedlicher Verwendung entgegenzuführen, dämpft man in Reaktoren die Wucht der Spaltung. Mit technischem Verstand gelenkt, entstehen aus der Wärme Elektrizität und aus dem Kernbrennstoff Isotope und sogar ganz neue künstliche Elemente.

Die Betriebsplanung in Nordrhein-Westfalen

Bis zum Jahre 1950 hat man im Ausland für die Gewinnung von Atomenergie schon viele Milliarden Dollar ausgegeben. Nun stürzten sich auch in der Bundesrepublik Wissenschaft und Technik auf dieses neue Arbeitsfeld. Die Universitäten Köln, Bonn, Münster, die Technische Hochschule Aachen und die Medizinische Akademie Düsseldorf begannen mit interessanten Einzelforschungen. Da diese aber zu einer Zersplitterung der Aufwendungen und Ergebnisse führte, kam es auf Veranlassung der Landesregierung von Nordrhein-Westfalen zur Gründung eines gemeinnützigen Vereins. Er hat seinen Sitz in Düsseldorf und heißt: „Gesellschaft zur Förderung der kernphysikalischen Forschung“.

Nun nahm die Planung ideale Formen an. Ende 1956 bewilligte der rheinisch-westfälische Landtag mit den Stimmen aller Fraktionen die Mittel für den Aufbau eines industriellen Atomforschungszentrums in Höhe von über 100 Millionen DM.

Elf Monate suchte nun die Regierung nach einem geeigneten Baugelände. Spekulanten versuchten zu Millionären zu werden. Gegen ihren Widerstand und gegen die Einsprüche von Braunkohlenindustriellen wählte man den Stettener Forst bei Jülich im unteren Rheinland als Standort der neuen Atomenergie-



werke. Ein bisher vorwiegend landwirtschaftlich orientierter Landkreis bekommt damit ein industrielles Fundament und neue Lebensmöglichkeiten.

Die Lagegestaltung lehnt sich an das Karlsruher Vorbild an. In der Mitte des vier Quadratkilometer großen Forstes befinden sich die beiden Reaktorenhallen. In erheblichen Abständen, durch Grünstreifen aus Wald und Wiesen getrennt, folgen die herum gelagerten zwölf kernwissenschaftlichen Institute und die Verwaltungsgebäude. Von den Forschungsabteilungen seien erwähnt:

- Isotopen-Trennanlage mit Zentrifugen
- Institut für Neutronenphysik
- Institut für wissenschaftliches Apparatewesen
- Institut für Kernverschmelzung
- Institut für Reaktorelemente und Flugzeugtriebwerke
- Institut für Biologie und Landwirtschaft
- Institut für Medizin
- Institut für atomare Meß- und Regeltechnik
- Institut für Transuranchemie
- Institut für Kernchemie
- Institut für Reaktorenwerkstoffe

Als Nebeneinrichtungen werden gebaut mechanische Werkstätten, Versorgungszentralen für Wasser, Strom, Gas, eine Feuerwache, eine Tankstelle, ein Verwaltungsbüro mit Bibliothek, eine Entaktivierungsanlage, eine Fernmeldezentrale, eine Strahlenkontrollstelle, ein Kasino. Für späteren Bau sind geplant ein Schnellneutronen-Nullenergie-Brutreaktor und ein gasgekühlter, hochtemperierter Leistungs-

reaktor von 50000 Kilowattstunden. Dieses erste offizielle Großkraftwerk wird von BBC-Krupp gebaut und später von der GfK übernommen.

Die Baukosten der jetzigen Planung betragen 170000000 DM. Davon bezahlt die Landesregierung 118000000 DM, die Bundesregierung 52000000 DM. Die Institutbauten verschlingen für ihre Herstellung 60510000 DM. Da zunächst noch keine Betriebsgewinne zu erwarten sind, ist dieses neuartige Staatsunternehmen ein riesiger Wechsel auf die Zukunft der deutschen Volkswirtschaft.

Am Fuße des Reaktors „Merlin“

Die Einfahrten in das 1,4 Quadratkilometer große Betriebsgelände liegen etwa ein Kilometer von den benachbarten Dörfern entfernt. Man hat es mit zwei Meter hohem Maschendraht eingefriedigt. Plötzlich sichtet man die beiden Silberzylinder der Reaktoren, deren Kosten 43670000 DM betragen.

Um Diebstähle und Arbeitsstörungen zu vermeiden, ist dieses unmittelbare Reaktorengelände mit Stacheldrahtzaun umgeben. Drei Wächter machen Tag und Nacht Kontrolle und lassen keinen Fremden passieren. Hinter dem Stacheldraht sieht es aus wie auf allen Baustellen. Da lagern Baumaterialien, Geräte, und schieben sich Baracken in das Blickfeld. Man hört das Rasseln von Bauaufzügen, das Zischen und Knistern von Schweißflammen, das Lärmen der Werkzeuge.

Die Durchführung des Bauplanes erfolgt in Abschnitten. Mitte Juni 1958 feierte man schon das Richtfest bei den Reaktorenhallen. Weitere

Bauabschnitte begannen im März, im August und im Oktober 1959.

Das bauliche Bild der Reaktorenhalle ist ebenso seltsam wie das der ägyptischen Pyramiden. Im parkartigen Wald steht man unerwartet vor einem mächtigen, silberhellen Zylinder mit Kuppeldach. Der Hallendurchmesser beträgt 30 Meter, die Höhe etwa 35 Meter. Als tragendes Bauelement dient eine Stahlkonstruktion. Sie ist nach innen mit Glaswolle ausgefüllt und nach außen mit Spezial-Alublechen verkleidet. Die Halle gilt als gasdicht und druckfest. Es können also keine radioaktiven Luftschichten von innen nach außen oder von außen nach innen dringen. Der Abpreßdruck betrug 300 Millimeter WS. Für den Verkehr von Wagen und Personen werden an die Halleneingänge besondere Schleusen angesetzt.

Reaktor „Merlin“ kommt aus England und wird von der Firma AEG-Tompson Nuclear Energy Co. aus Knutsford geliefert. Der Name „Merlin“ ist aus den Anfangsbuchstaben für die englische Bezeichnung eines mittleren Leichtwasserreaktors entnommen. Es ist darum wahrscheinlich kein Zufall, daß die Firma AEG Frankfurt a.M. die technische Bauleitung für das ganze Bauprogramm hat. Ein Stab bester Fachleute der AEG führt und kontrolliert alle Bau- und Montagearbeiten.

Beim Eintritt in die Halle stößt man ebenerdig zunächst nur auf ein Gewirr von Rohrleitungen mit Kreiselpumpen und Wärmeaustauscher. Über ihnen befindet sich auf sechs Meter über Außenboden die eigentliche Arbeitsbühne. Hier sieht man im Mittelpunkt das Herz der Forschungsbauten, den Reaktor selbst. Er ist dem Typ nach ein sogenannter Swimmingpool-

Der Sambesi in Fesseln

Reaktor. Das „Schwimmbad“ besteht aus einer Retorte von etwa zwei Meter Durchmesser und sieben Meter Höhe. Über diesem mit mineral-freiem, besonders aufbereitetem Normalwasser ist ein Rundfahrkran von zehn Tonnen Tragkraft eingebaut. Mit ihm können die Forscher die sehr schweren Uranstäbe transportieren und in die Retorte einbauen. Daneben dient der neuartige Kran zum Transport und zum Manipulieren mit den zu untersuchenden Werkstücken. Große Öffnungen in der Wand des Reaktors ermöglichen die fortlaufende Beobachtung, Kontrolle und Messung der radioaktiven Vorgänge. Außerdem dienen die Seitenöffnungen in der Wand des Wassertanks zum Anschluß von Versuchskanälen. Ein seitlicher Beobachtungsstand, wie eine Loge im Theater vorspringend, ermöglicht den gesicherten Aufenthalt eines Lehr- und Kommandostabes von zwölf Personen. Außerdem sind Tag und Nacht drei Mann technischen Personals mit der Wartung aller Einrichtungen beschäftigt.

Wie schon erwähnt, dient dieser Leichtwasserreaktor mit dem aus England kommenden Kernbrennstoff Uran 235, 80 v.H. nur für Forschungszwecke. Es werden neue Werkstoffe erprobt, Radio-Isotope erzeugt und Probleme der Neutronenphysik studiert. Die Idee eines Atomkraftwerkes kommt hierbei nicht zur Ausführung. Die tausendfältigen Forschungszwecke erlauben keine konstante Wärmeerzeugung von 5000 Kilowattstunden. Anstatt Turbogeneratoren werden nur Kühlaggregate eingeschaltet. Deren Wärmeleistung reicht noch nicht einmal zum Betrieb einer Zentralheizung aus.

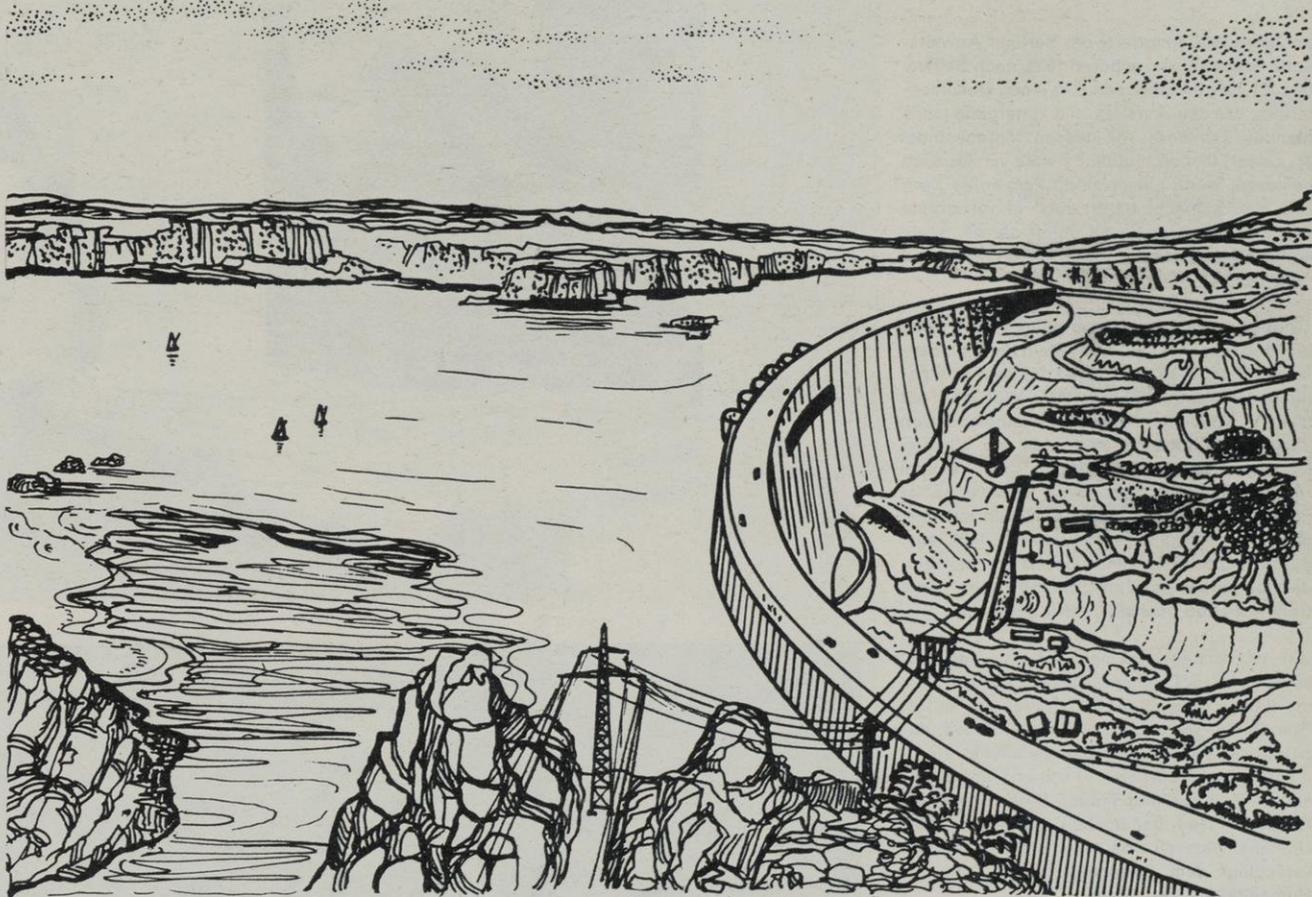
Rundgang beim „Dido“

Die zweite Reaktorenhalle steht 100 Meter entfernt und enthält in ihrer Mitte den Forschungsreaktor „Dido“. Obwohl er eine Leistung von zehn MV erreichen kann, ist die benötigte Menge an schwerem Betriebswasser erheblich kleiner als beim Leichtwasserreaktor „Merlin“. Hierdurch hat auch die Halle eine niedrigere Höhe und gedrungener Bauweise. Über dem Reaktorgefäß sieht man an der nächsten Arbeitsbühne nach oben einen Rundfahrkran mit 30 Tonnen Tragkraft. Diese enorme Hubfähigkeit gestattet Brennstoffeinsätze mit 20 Tonnen Gewicht ohne Schwierigkeiten in das Innere des Reaktors einzufahren oder herauszuheben. Gleichzeitig erlaubt dieses schwere Hebezeug, schwere Werkstücke vom Lastkraftwagen abzuheben und sie in ihrem Material auf der Arbeitsbühne der Radioaktivität auszusetzen.

Der Name „Dido“ ist kein Lieblingswort technischer Romantiker, sondern von der lateinischen Bezeichnung für Schwerwasser: „Deuterium-Oxyd“ (D₂O) abgeleitet. Es ist in winzigen Mengen im natürlichen Wasser enthalten und wird zusätzlich auf chemischem Wege durch Anlagerung eines Neutrons an das Wasserstoffatom erzeugt. Im Kernspaltungsraum dient es zur Abbremsung und zur Konzentration des Spaltvorganges. Außerdem ermöglicht es Durchführung des Kühlungsprozesses und den Schutz vor radioaktiven Strahlen. „Dido“ erhält noch zusätzlich einen biologischen Schild mit Alu-Bor-Bleichen und 1,50 Meter starkem, schwerstem Panzerbeton.

Der Reaktortyp „Dido“ ist seit längerer Zeit im englischen Atomkraftwerk Harwell in Betrieb. Der deutsche „Dido“ ist aus deutschen Werkstoffen in deutschen Betrieben nach den Plänen der Londoner Firma „Head Wrightson Processes Ltd.“ gebaut. Mitte April 1960 wurde der Tankkörper angeliefert und in Montage genommen. Seine Wandung hat zahlreiche Öffnungen zum Anschluß von Experimentierkanälen, Meß- und Beobachtungsapparaten. Da die vielseitigen, stoßartigen Atomforschungsarbeiten keine ungestörte Wärmeerzeugung erlauben, werden keine Dampferzeuger mit Turbogeneratoren aufgestellt. Diese Aufgabe der Erzeugung von elektrischem Strom verbleibt einem privatwirtschaftlichen Projekt der Firmenarbeitsgemeinschaft Krupp-BBC. Sie errichtet im Stetterthaler Forst einen Leistungsreaktor von 50 000 Kilowattstunden.

Die Atomwerke werden bei vollem Ausbau etwa 1500 Personen an Belegschaft haben. Das bedeutet den Neubau von 1000 Wohnungen und Eigenheimen, die Hebung der Steuerkraft und Steigerung der Umsätze, die Erweiterung des Kanalnetzes und der Wasserversorgung, die Einrichtung neuer Schulen, wovon eine zukünftige Ingenieurschule in Jülich wohl die schönste Vorankündigung ist.



In Afrika entsteht der größte See von Menschenhand Technik besiegt den Flußgeist - Strom für Rhodesien

Juli 1960. Der größte Fluß des südlichen Afrikas, der Sambesi, ist gefesselt, sein Lauf abrupt durch einen gewaltigen Staudamm gebremst. Hinter den Betonmauern des Damms von Kariba steigt zur Zeit die Flut unaufröhrlich Meter um Meter. In den nächsten Tagen werden die ersten Turbinen in ihren unterirdischen Kavernen summend anspringen und der Energie des gestauten Wassers ständig 600 000 Kilowatt abzapfen.

Der Riese Afrika erwacht. Nun braucht er lebenspendende Elektrizität. Strom entscheidet über das künftige Schicksal des Schwarzen Kontinents, über Wohlstand oder Not. Sieg oder Niederlage. Nicht nur Glühlampen und Straßenbahnen verbrauchen Strom - in jedem Bogen Papier und jeder Fensterscheibe, in jedem Anzug und jedem Paar Schuhe stecken Naturkräfte. Darum ist für die Produktivität eines Landes die Menge der erzeugten Elektrizität entscheidend. Da jeder Verteiler eine Erzeugung vorangehen muß, ist reich, wer viele mechanische Helfer hat, arm, wer sich keine oder zu wenige zu schaffen verstand.

Der Kariba-Damm ist für Rhodesien, ja für ganz Afrika das Symbol einer neuen, besseren Zukunft, ähnlich wie für Ägypten der Assuan-Damm. Der Riese „Kariba“ - zu deutsch Mausefalle - zähmt den 2660 Kilometer langen Sambesi und gewinnt aus seinen Wasserkräften jährlich über 8 Milliarden Kilowattstunden! Die Kariba-Sperre zählt zu den kühnsten Bauwerken der Welt. Sein aus 600 000 Tonnen Beton bestehendes Kernstück, der Staudamm, ragt 126 Meter hoch und greift, im Bogen sich gegen die Wassermassen stemmend, 600 Meter weit aus. Am Fuß ist der Sperrriegel des

Sambesi 25 Meter breit; aber selbst die Dammkrone ist noch so dick, daß eine vierspurige Straße über sie hinwegführt. Gewaltige Kräfte wirken auf diesen Betonklotz ein: Auf seiner Wasserseite entsteht ein Stausee, der sich bei einer Höchstbreite von dreißig Kilometern und einer größten Tiefe von 120 Metern 280 Kilometer talauf erstrecken wird! Sein Ufer wird, wenn man alle Buchten und die Gestade der 15 Inseln mitrechnet, eine Gesamtlänge von 4800 Kilometern haben! Dieses größte von Menschenhand geschaffene Wasserbecken wird aber erst in drei, vielleicht sogar erst in sechs Jahren bis an den Rand gefüllt sein, obwohl der gesamte Sambesi, nicht etwa ein Teilstrom gespeichert wird.

Furchtbare Hitze - die Arbeiter verbrannten sich an metallenen Werkzeugen! - schwierige Transportwege durch den Dschungel und wilde Tiere bereiteten den Männern von der Baustelle Kariba endlose Schwierigkeiten. Die Ingenieure hatten aber nicht nur damit zu kämpfen - sondern auch mit „Nyaminyami“, dem von den Eingeborenen beschworenen „bösen Geist“ des Flusses. 55 000 Angehörige der Stämme der Batonga, die im Hügelland oberhalb des Staudammes lebten, hofften, „Nyaminyami“ würde den Europäern schon zeigen, daß ihr Vorhaben Wahnsinn sei. Zweimal rissen die Hochwasser des Sambesi auch die Schutzdämme der Baugruben fort. Doch die Technik erwies sich als stärker - und die Batonga mußten ihre Heimstätten verlassen. Sie versanken nun in dem entstehenden Stausee ebenso wie zahlreiche Tierparadiese. In einer Aktion „Arche Noah“ konnten aber Tausende von Tieren aus ihren im Wasser versinkenden Wohngebieten befreit und umgesiedelt werden.

Abgesehen von diesen Problemen bot das Tal von Kariba jedoch rein technisch ideale Voraussetzungen für einen Dammbau. Seit der große schottische Forscher Livingstone es 1856 entdeckte, entwarfen die Fachleute immer wieder neue Pläne, wie man in der „Mausefalle“ die kapitale Maus Sambesi zur Energieerzeugung einfangen könnte. Es fehlte jedoch stets an Geld für ein derartig phantastisches Projekt und außerdem - was sollten die Wilden im Busch mit Strom anfangen? Inzwischen hat

sich das Bild gründlich gewandelt. Rhodesien ist heute der drittgrößte Kupferproduzent der Welt! Der in dieser Industrie erforderliche ständige große Strombedarf ist im Bereich des berühmten „Kupfergürtels“ früher durchweg von Wärmekraftwerken gedeckt worden. Um den Brennstoffhunger dieser Stromerzeuger zu stillen, verschwanden bereits ganze Urwälder in den Kesselmälern. Das autonome, aber unter britischem Protektorat stehende Rhodesien ließ sich von den astronomischen Baukosten für das Kariba-Projekt - in der ersten Baustufe rund 900 Millionen DM - nicht abschrecken; sie wurden gemeinsam von Rhodesien, Großbritannien und der Weltbank gedeckt. Die Erträge dieser Investitionen gelten als bombensicher. Denn wenn die zwölf Riesengeneratoren erst zusammen arbeiten, wird Kariba in seiner Jahresleistung bis auf wenige Ausnahmen alle anderen großen Kraftwerke der Welt übertreffen, und zwar mit den niedrigsten Betriebskosten. Das wird 1970 sein, wenn die zweite und letzte Baustufe fertig und die Kraftwerkskapazität auf 1,2 Millionen Kilowatt gesteigert ist. Diese zweite Ausbauphase erfordert weitere 500 Millionen DM, beinhaltet aber auch die Errichtung eines 1300 Kilometer langen Kraftstromnetzes. Es transportiert die kostbare Energie nach Norden zum Kupfergürtel und nach Süden in die aufstrebenden Industriegebiete Südrhodesiens.

Ist die Gesamtplanung Kariba realisiert, dürfte das Kraftwerk nach den Voraussetzungen von Wirtschaftsexperten bereits so ausgelastet sein, daß man an den Bau einer weiteren „Mausefalle“ denken muß. Die Projektskizzen dafür sind schon in Arbeit: Am Kafue, einem Nebenfluß des Sambesi, haben die Energie-techniker eine weitere Möglichkeit gefunden, Strom „aus dem Nichts“ zu gewinnen. Hier hat die Natur eine Barriere errichtet, wohindurch sich der Kafue mit Getöse zwängen muß. Schließt man diese Stelle durch einen Staudamm, bieten sich ähnlich umfangreiche Energieschätze wie bei Kariba.

KHF

So war es

Zu dem Film „Mein Kampf“

Im Jahre 1938 emigrierte der Berliner Anwaltssohn Erwin Leiser, geboren 1923, nach Schweden. 21 Jahre später schuf er einen Dokumentarfilm, der den Aufstieg und Untergang jenes Mannes schildert, vor dessen Mordgesindel er, Leiser, fliehen mußte. Es wäre verständlich gewesen, wenn Leiser einen Film voller Zorn und Haß gemacht hätte, doch er verzichtete darauf und erweist sich somit als der erste echte Filmhistoriker: verantwortungsvoll und objektiv!

„Blutige Zeiten“ nannte er seinen Film, doch hier gab man ihm den Titel „Mein Kampf“, denselben Titel also, den Hitler für sein berüchtigtes Bekenntnisbuch wählte. Will man mit diesem Titel die heute noch unbelehrbaren alten Nazis locken? Will man sie glauben machen, dieser Film zeige noch einmal Hitlers „Gloria“? Nun, diese Spekulation ist falsch: Ein Mensch, der heute noch mit dem damaligen Regime sympathisiert, läßt sich durch nichts bekehren, seine Dummheit hindert ihn daran. Der Titel „Blutige Zeiten“ wäre treffender und deshalb besser gewesen.

Um es vorwegzunehmen: Es gab und gibt keinen eindrucksvolleren Dokumentarfilm über die Entwicklung und Entfaltung der Nazis! Standbilder wechseln ab mit Filmstreifen, dazu spricht Paul Klinger den sachlichen Kommentar, doch spürt man in seiner Stimme Entsetzen, Anklage und Trauer. Diese Revue der Hinterhältigkeit, der Bosheit, des Terrors, der Unmenschlichkeit und vor allem des Leidens verschlägt dem Betrachter, so er Sinn für Humanität hat, den Atem.

Kurz wird die Kindheit und Jugend Hitlers gestreift, zwei Standfotos zeigen ihn als Soldaten im ersten Weltkrieg, Filmstreifen lassen nochmal Wilhelm II. und seine Söhne lebendig werden, Hindenburg und Ludendorff beugen sich über eine Generalstabskarte, ein Schiff versinkt im Meer, dann Revolution, Lenin lacht in die Kamera, Liebknecht spricht in Berlin, Thälmann, dann Versammlungen der ersten SA-Formationen, Hitler auf dem Rednerpodium, Rathenau, Schleicher, Papen und immer wieder Hindenburg. Schließlich: Hitler an der Macht: Fackelzug der SA durch Berlin, Reden von Hitler, von Goebbels, Hess, Reichstagsbrand, die turbulente Parlamentsdebatte um das Ermächtigungsgesetz, Aufmärsche und nochmals Aufmärsche, allen sichtbarer Terror gegen jüdische Menschen. Dann: Einmarsch in Österreich, Chamberlain, Daladier und Mussolini in München, sie stimmen der Annexion des Sudetenlandes zu. Ein Jahr später: Deutsche Bombenflugzeuge über Warschau, „Siegesparaden“, Erschießungen, Judenverfolgungen, Razzien, und plötzlich ein Streifen, der dem Kinogänger das Blut in den Adern erstarren läßt: Szenen aus dem Warschauer Ghetto. Goebbels hatte Auftrag gegeben, einen Film über die Juden im Ghetto zu drehen, er sollte dem deutschen Volk gezeigt werden, um Haß und Verachtung zu schüren. Doch dann wurde der Streifen verboten: er schien dazu angetan, das Gegenteil zu erreichen, unerwünschtes Mitleid zu wecken. Unwillkürlich drängt sich dem Betrachter heute der Eindruck auf, der damalige Filmoperateur habe tatsächlich seine Linse in den Dienst des Mitleids gestellt. Erwin Leiser läßt diese Szenen mit einem schwermütigen jüdischen Klagelied untermalen. Nie wurde die teuflische Nazi-ideologie krasser demaskiert als in diesem im Auftrag des Regimes gedrehten Filmstreifen!

Und dann sieht man den Zusammenbruch dieses Henkerreiches: Stalingrad, Gefangene in Moskau, 20. Juli 1944, Volksgerichtshof, Kriegseinsatz der alten Männer und der Kinder, die Sowjets in Berlin, bedingungslose Kapitulation und als letzter Akt der Nürnberger Prozeß, in dem sich das dreiste Mordgesindel übereinstimmend als „nichtschuldig“ bezeichnet.



Die Zeitungsfrau (Carsta Löck) und der fassungslose Geldbriefträger

Mein Schulfreund

Hundert Minuten dauert dieser Film, in dem es keinen toten Punkt gibt. Verwundert darüber, diese zwölf Jahre damals überlebt zu haben, ist man gleichzeitig erschüttert über die unumstößliche Tatsache, daß es einem derart geifernden, mordgierigen Mann wie Hitler gelang, die Sympathien des weitaus größten Teils unseres Volkes zu gewinnen.

Es ist ein Film für die Jugend, für sie hat ihn Erwin Leiser gedreht, aufklären wollte er und

warnen. Die Lücken in deutschen Geschichtsbüchern könnten hier geschlossen werden. Man darf die Jugend nicht in diesen Film zwingen (solchen Zwang gab es in der Nazi-zeit), aber man sollte allen jungen Menschen dringend anraten, sich diesen Film anzuschauen!

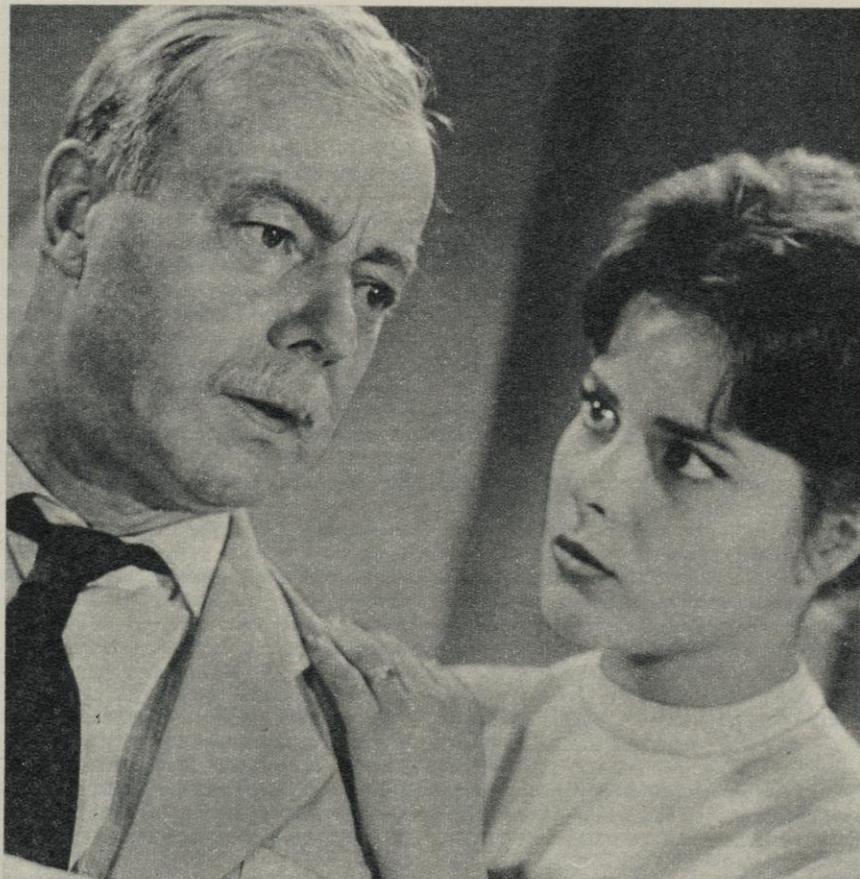
E.-A. Kunz

Da schreibt der kleine Postbeamte Ludwig Fuchs im Jahre 1944 einen bitteren Brief an seinen ehemaligen Schulfreund Hermann Göring, der inzwischen ein hohes und grausames Tier geworden ist. „Persönlich“ schreibt er in seiner Naivität drauf. Natürlich wird der Brief geöffnet. Und Fuchs soll vor den Volksgerichtshof. Göring rettet ihn, indem er ihn für unzurechnungsfähig erklären läßt. Er übersteht das letzte Jahr des Bombenhagels und die schnell zu Ende gehenden tausend Jahre der Nazis. Aber der Paragraph 51 hängt ihm auch in der Nachkriegszeit an. Göring ist tot. Und niemand kann ihm bescheinigen, daß er im Grunde ein normaler Mensch ist. Schließlich, um auf seinen Geisteszustand untersucht zu werden, verwüstet er eines Tages auf Rat seines Rechtsanwalts das Postamt 122 in München. Und nun wird er untersucht und für normal befunden. Er ist seinen Jagdschein los.

Der Regisseur des Films, Robert Siodmak, der mit seinem Film „Nachts, wenn der Teufel kam“ bewiesen hat, daß er sich nicht scheut, die Vergangenheit Deutschlands aufzuzeigen, ist in diesem Film etwas zu behutsam, aber es ist dennoch ein sehenswerter Film geworden. Nicht nur wegen der großartigen Leistung Rühmanns als Postbeamter, dem Mario Adorf und Ernst Schröder mit tollen Kabinettstückchen zur Seite stehen, sondern auch wegen Regie und Fotografie.

Immer mehr wird Rühmann zu einem kaum noch zu übertreffenden Charakterdarsteller. Ihn in dieser Rolle zu sehen, sollte man nicht versäumen, auch wenn man am Ende den Eindruck hat, daß man mit unserer unbewältigten Vergangenheit ruhig etwas schärfer ins Gericht hätte gehen können.

-sch



Heinz Rühmann als Geldbriefträger Ludwig Fuchs mit seiner Tochter (Loni von Friedel)

„Das süße Leben“ endet am Strand im fahlen Morgengrauen. Fischer ziehen einen unförmigen Fisch im Schleppnetz an den Strand; verkaterter Orgienfeier schauen zu. Da soll uns das Grauen ankommen, aber es kommt nicht. Das Meeresmonster schafft auch nicht, was der Monstrefilm bis dahin nicht zuwege gebracht hat. Wie oft haben wir gähnen müssen in den drei Stunden? Und dabei passiert doch allerlei. Eine Filmdame, die uns an nützliche, milchspendende Weidetiere denken läßt, tanzt mit bloßen Füßen, setzt sich ein Käzchen auf den Kopf und badet im Abendkleid in einem römischen Brunnen. Müde Aristokraten und blasierte Snobs spielen Tischchenrücken in einem alten Palazzo, und zwischendurch verführt wer wen. Ein älterer Herr besucht seinen Sohn, der in Rom für ein Skandalblatt reportert, übernimmt sich mit einer Tingeltangeltänzerin und bekommt einen Herzanfall. Zwei Kinder geben an, die Madonna gesehen zu haben, und Film- und Funkleute machen daraus einen Knüller. Ein Intellektueller, der Angst vorm Leben hat, schießt seine beiden Kinder und sich selbst tot; eine Frau mit Geld zieht sich vor einem besoffenen Welt- und Halbwelt-publikum beinahe ganz aus.

Der all dieses süße Leben erleben muß, ist jener Skandalblattreporter. Er und eine Meute von Fotografen jagen per Sportwagen und Motorroller durch die Jagdgründe des römischen Amüsierbetriebes und balgen sich um die Knüller wie hungrige Hunde um die Knochen. Zu Hause hat der junge Mann eine Emma sitzen, die immer mit dem Abendbrot auf ihn wartet, Veronal schluckt, wenn er von Berufs wegen Damen der High Society tröstet, sich von ihm ohrfeigen läßt, und es mit all dem nicht fertig bringt, ihn aus dem süßen Sumpf ins Trockene des häuslichen Glücks zu ziehen. Auch eine sommersprossige Fünfzehnjährige, Marke Heideprinzessin, vermag den Armen nicht zu retten. Der Sog des süßen Lebens, der alle, die hineingeraten, entnervt und korrumpiert, ist stärker.

Fellini will mit der Quantität des Materials wirken. Er führt eine Vielzahl von Geschehnissen vor, und man hat uns versichert, nichts davon sei erfunden oder übertrieben. Dennoch gelingt es ihm nicht, uns durchgehend festzuhalten; nur einige Male werden wir erschreckt und keimlich erschüttert. An einer einzigen Stelle wird sichtbar, was der Film hätte werden können. Es ist die Szene, wo sich die aus Aberglauben plus Geschäft resultierende Massenhysterie um die Kinder, die vorgeben, die Madonna gesehen zu haben, zu einem atemberaubenden Furiosa steigert. Aber wenn man dann gerade im Begriff ist, einiges von dem, was man gegen Fellini gedacht hat, zurückzunehmen, fällt einem ein, daß man nicht nur mit dem sich kindlich-fromm gebenden Wunderglauben, sondern auch mit der Unmoral das große Geschäft machen kann, und daß dieses Geschäft ganz sicher ist, wenn man sich gesellschaftskritisch gibt, Proteste der Betroffenen herausfordert, Scherereien mit der Kirche und mit der Zensur bekommt. Es ist schwer, Menschen ins Herz zu sehen, und es kann sein, daß man Fellini Unrecht tut, wenn man ihm unterstellt, mehr als zulässig an den finanziellen Erfolg gedacht zu haben. Immerhin: dieser Erfolg ist eingetreten, die Sozialkritik hingegen und was sonst an edlen Absichten im Vorspruch zu dem Film vorgegeben wird, verpufft oder schlägt ins Gegenteil um.

Es ist viel wert, zu wissen, was für eine Kamera lohnend ist. Aber wer Sozialkritik und obendrein Kunst machen will, muß mehr investieren und mehr tun als gut fotografierte Bildfolgen aneinanderreihen. Ohne die ausscheidende Abstraktion, die das Wesentliche vom Unwesentlichen trennt, entsteht nie Kunst. Und immer muß eine künstlerische Aussage eine konzentrierte, eine geformte sein. Ist sie es nicht, hat sie keine Kraft. Die Häufung von



Regisseur Fellini bespricht mit der Schauspielerin Anouk Aimée eine Szene des Films

Sensationen kann den Mangel an Gestaltung nicht ersetzen. Und was sind das hier für Sensationen? Wieviel Menschen gibt es noch, denen neu ist, daß dekadente parasitäre Oberschichten pervers und lasziv werden? Nicht was die aristokratischen Latifundienbesitzer Italiens in exklusiven Nachtlokalen und obskuren Séancen treiben, ist zeigenswert. Es wäre eine Tat gewesen, ihren verhängnisvollen Einfluß auf die italienische Innen- und Sozialpolitik am überzeugenden Beispiel aufzudecken, die Korruption, die ja bis in die Nähe höchster Würdenträger reicht, zu durchleuchten und die andere Seite der parasitären Existenz, das Elend des süditalienischen Landproletariats, mittels der Kamera vor die Weltöffentlichkeit stellen. Das allein hätte einen Film ergeben. Die Skandalpresse und ihre Schreib- und Foto-boys – eine Giftblüte, die ja nur im Sumpf einer korrupten Gesellschaft gedeiht – wäre ein anderes Thema gewesen. Und wie notwendig wäre es, den Komplex Unwissenheit-Aberglauben-Geschäft einmal mutig anzupacken. Fellini hat von all dem etwas genommen und ein Filmkonglomerat erzeugt, das stellenweise den Eindruck provoziert, daß mit den Problemen nur kokettiert wird. Wer kokettiert, gerät immer ins Zwielflicht. Der Mann, der „La strada“ gemacht hat, wird sich nicht wundern dürfen, wenn er künftig auf größere Skepsis stößt.

Cato

Kleiner Irrtum

In der Neuverfilmung von „Ben Hur“ flucht ein arabischer Scheich: „Beim Barte des Propheten.“ Der Film handelt etwa zur Zeit Christi. Während der Prophet erst um 570 bis 632 nach Christus lebte. Fraglich ist nur, wem dieser Fehler unterlaufen ist, dem Drehbuchautor oder der deutschen Synchronisationsstelle?

Nervenkitzel

Der Besitzer eines kanadischen Kinos, in dem gerade ein Gruselfilm lief, dachte sich etwas ganz besonderes aus. Er ließ die Sitzplätze mit einer im Vorführungsraum befindlichen Stromquelle verbinden. Wurde nun der Gruselfilm besonders spannend, jagte man den Zuschauern kleine Stromstöße durch den Körper, was den Nervenkitzel auf die Spitze treiben sollte. Leider wissen wir nicht, wie die Zuschauer darauf reagiert haben.

Aufstand der Rentner

Als man Gina Lollobrigida als neue Bürgerin von Toronto einen Freifahrtschein für die Tram und U-Bahn schenken wollte, protestierten die Rentner dieser Stadt. Die alten Leute, die sich um dieses Vorrecht schon seit langem bemüht haben, jedoch ohne Erfolg, sahen nicht ein, warum eine so reiche Frau eine solche Vergünstigung bekommen sollte. Gina mußte verzichten. Endlich einmal Leute, die nicht vor den Stars zu Kreuze kriechen.

Autogramme mit Füßen zu treten

Die Stadtväter Hollywoods planen die Verschönerung des kleinstädtisch wirkenden Hollywood-Boulevards. Die Straße wird mit Platten gepflastert, auf denen die Namenszüge der größten Stars der letzten fünfzig Jahre zu lesen sind. Aber einen der größten Stummfilmstars, nämlich Charly Chaplin, hat man absichtlich vergessen. Man hat ihn ignoriert, weil er noch immer politisch verdächtigt wird. Dazu meinte die unvergeßliche Mary Pickford: „Damit machen wir uns doch alle nur lächerlich.“

Geschäfte

Die Filmleute müssen sich immer wieder etwas Neues einfallen lassen, um das Publikum anzulocken. Die Story ist ganz einfach: Minderjähriges Mädchen wird die Geliebte eines alternden Mannes. Während in den beiden italienischen Filmen dieser Art die Mädchen 15 und 16 Jahre alt sind, planen die Amerikaner die Verfilmung des umstrittenen Romans „Lolita“, der die Verführung eines 13jährigen Mädchens durch einen alten Mann beinhaltet. Jünger geht's wohl nicht mehr? Freudig stimmt nur die Tatsache, daß bis jetzt kein Schauspieler da mitmachen will. Hoffentlich wird nicht einer oder eine doch noch schwach.

Umfrage

Bei einer Umfrage unter den deutschen Kinobesitzern in Stadt und Land wurden folgende filmischen Mißerfolge ermittelt: Die beiden Romy-Schneider-Filme „Ein Engel auf Erden“ und „Die schöne Lügnerin“, dann „Die Gans von Sedan“, „Der Schleier fiel“, „Lampenfieber“, „Das schöne Abenteuer“, „Das Totenschiff“, der Toni-Sailer-Film „Zwölf Mädchen und ein Mann“ und die ausländischen Filme „Ein Frauenleben“, „Die Raubfischer des Hellas“, beide mit Maria Schell, und „Babette zieht in den Krieg“.

H. P.

Marcello Mastroianni als Skandalreporter





Wirkung ist alles!
- meint CANZLER

